Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

November 11/2020

72. Jahrgang

PASTORALBLATT

Aus dem Inhalt

Martin Patzek

Kreative Kirche mit römischen Regelungen?

Approbierte Instruktion der Kongregation für den Klerus „Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche“

Heinz-Josef Fabry

„Wer hat …“

Predigt zu Mt 25,14–30 (33. Sonntag i. Jk. Lj. A)

Patrik C. Höring

Kirche – Jugend – Gottesdienst

Anmerkungen zu einem spannungsreichen Verhältnis

Inhaltsverzeichnis

Petra Dierkes
Leben am Limit – von Null auf Hundert 322

Martin Patzek
Kreative Kirche mit römischen Regelungen?
Approbierte Instruktion der Kongregation für den Klerus „Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche“ 323

Heinz-Josef Fabry
„Wer hat …“
Predigt zu Mt 25,14-30 (33. Sonntag i. Jk. Lj. A) 330

Patrik C. Höring
Kirche – Jugend – Gottesdienst
Anmerkungen zu einem spannungsreichen Verhältnis 333

Dieter Leibold
Livestream oder kein Livestream?
Matrix zur Bewertung digitaler Angebote in Corona-Zeiten 341

Elmar Nass
Christliche Soziallehre im Geist der Liebe 344

Rezensionen
Egbert Ballhorn u. a. (Hrsg.): 73 Ouvertüren 351

Liebe Leserinnen und Leser,

die römische Instruktion „Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche" war zumindest in Kirchenkreisen schnell in aller Munde und an Stellungnahmen verschiedenster Couleur fehlte es nicht. **Prälat Dr. Martin Patzek**, Priester des Bistums Essen, Caritaswissenschaftler und bis 2014 Dozent am Erzb. Diakoneninstitut in Köln, hat einmal mehr die Mühe auf sich genommen, für das Pastoralblatt ein römisches Dokument in Gänze zu lesen und auch die verschiedenen Stellungnahmen zu sondieren. Das Ergebnis seiner Recherche sowie einen Lese-Leitfaden durch die Instruktion bilden den Auftakt in die Novemberausgabe.

Der vorletzte Monat ist zugleich auch der Zeitpunkt für die letzte der vier Beispielpredigten von **Prof. Dr. Heinz-Josef Fabry**, emeritierter Professor für Einleitung und Zeitgeschichte des AT an der Universität Bonn, weiterhin aktiv in der exegetischen Forschung und vor allem engagiert in der Gemeindearbeit. Diesmal geht es um das anstößige Wort Jesu „Wer hat, dem wird gegeben …" Erst die Suche nach seinem ursprünglichen Kontext lässt die vielleicht nicht mehr so anstößige, dafür aber umso einforderndere Dimension des Logions erkennen.

Die Feier des Gottesdienstes ist nicht erst und erst recht nicht nur ein Thema in Coronazeiten. Unter der Fragestellung, was denn der Gottesdienst für die Kirche grundsätzlich bedeutet und wie Jugend und Gottesdienst zusammengehen können jenseits der Extreme, dass der Gottesdienst sich selbst aufgibt oder das dass starre Festhalten an dem, das nicht akzeptiert wird, die Jugendlichen aufgibt, macht sich **Prof. Dr. Patrik C. Höring**, Ordinarius für Pastoraltheologie an der Kölner Hochschule für Kath. Theologie in St. Augustin und Mitarbeiter am Institut für Kinder- und Jugendpastoral im Erzbistum Köln „Religio Altenberg", seine Gedanken – entlang zahlreicher kirchlicher Dokumente.

Zum erwähnten Bereich Liturgie und Corona macht Regionalkantor **Dieter Leibold** aus Remscheid, Mitglied des Arbeitskreises Kommunikation, Dialog und Öffentlichkeit im Rahmen des Pastoralen Zukunftsweges im Erzbistum Köln, konstruktive und hilfreiche Anmerkungen. Näherhin geht es um die von seiner Arbeitsgruppe erarbeitete Kriteriologie für live gestreamte Gottesdienste.

Den Schluss bildet ein Artikel von **Prof. Dr. Dr. Elmar Nass**, Priester des Bistums Aachen und Professor für Wirtschafts- und Sozialethik an der Wilhelm Löhe-Hochschule in Fürth, zur Christlichen Sozialethik. Für sie buchstabiert er durch, was es heißt, als Christ aus dem Geist der Liebe heraus zu handeln.

Alles in allem eine belebende Mischung aus Beiträgen im Monat November, der traditionell eher den Tod bedenkt, doch an dessen Ende in diesem Jahr auch schon der Advent beginnt. In diesem Sinne wünscht Ihnen allen eine anregende Lektüre sowie einen gesegneten Start in die Vorbereitungszeit auf das Weihnachtsfest

mit herzlichem Gruß

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Petra Dierkes

Leben am Limit – von Null auf Hundert

„Schnell weg da, weg da, weg.
Mach' Platz, sonst gibt's noch Streit.
Wir sind spät dran und haben keine Zeit …"

Der Liedermacher Hermann van Veen hat diese wunderbar treffenden Zeilen geschrieben. Gesteigert wird der Text noch durch eine Melodie und ein gehetztes Tempo, das symptomatisch ist für unsere Zeit. Alles wird immer schneller. Beschleunigung ohne Ende. Technische Entwicklungen zum Beispiel: Früher dauerte es oft Jahrzehnte, bis eine neue Technik überall auf dem Globus angekommen war. Heute ist das neueste, modernste, aktuellste Handy, das zeitgleich weltweit in den Handel geht, beim Kauf technisch oft schon wieder überholt. Wo wir auch hinsehen, wir erleben eine wahnsinnige Beschleunigung unseres Lebens. Viele kommen da nicht mehr mit. Fühlen sich abgehängt. Viele Dinge unseres Lebens gehen heute viel schneller. Dennoch, trotz der technischen Beschleuniger, haben immer mehr Menschen keine Zeit. Verrückt oder? „Schnell weg da, weg da, weg, … wir sind spät dran und haben keine Zeit!"

Und dann kommt plötzlich ein kleines – aber höchst gefährliches Corona-Virus und bremst uns von Tempo Hundert auf Null herunter. Flugzeuge bleiben am Boden, Kreuzfahrtschiffe im Hafen, Autobahnen fast leer … Was gestern noch als völlig unmöglich galt, ist jetzt quasi von heute auf Morgen Realität. Viele von uns haben diese Tage in Ängsten und Sorgen erlebt – leben immer noch in großer Unsicherheit. Aber sehr viele Menschen haben auch die Erfahrung gesammelt, dass weniger Tempo in unserem Leben vielleicht doch gar nicht so verkehrt ist. Der Mut zur Langsamkeit tut gut.

Papst Franziskus muss es geahnt haben. In seiner vielbeachteten großen Umwelt-Enzyklika „Laudato Si'" ordnete er unser unentwegtes Konsumverhalten in den großen wirtschaftlich-sozialen Zusammenhang ein und empfahl schon vor fünf Jahren: *„Wir wissen, dass das Verhalten derer, die mehr und mehr konsumieren und zerstören, während andere noch nicht entsprechend ihrer Menschenwürde leben können, unvertretbar ist. Darum ist die Stunde gekommen, in einigen Teilen der Welt eine gewisse Verlangsamung des Wachstums zu akzeptieren und Hilfen zu geben, damit in anderen Teilen ein gesunder Aufschwung stattfinden kann"* (LS 193).

Es geht dem Papst also um das richtige Maß – und die gerechte Aufteilung. „Immer schneller" und „immer mehr" kann nicht die Devise in einer Welt sein, in der alles mit allem zusammenhängt. Wenn wir wissen, dass alle von Gott geschenkten Güter der Erde endlich sind, dann müssen wir den Wettlauf um diese Güter – die Ausbeutung von Erde, Mensch und Tier so schnell wie möglich beenden. Wir müssen die Nächsten, die abgehängt sind und am Rand stehen, in den Blick bekommen und uns um eine gerechte Verteilung bemühen. Also raus aus dem Hamsterrad der Beschleunigung. Abstand halten ist nicht nur im Gesundheitsschutz das Gebot der Stunde. Abstand halten sollten wir auch vom täglichen Wahnsinn und Wettlauf - und das Leben mal von außen betrachten. Erkennen, was wirklich wichtig und richtig ist in unserem Leben. Im landesweiten Lock Down haben wir ein Gespür dafür bekommen, dass unser Leben auf der Überholspur dringend eine Pause, eine Auszeit braucht: *„Schnell weg da, weg da, weg. Mach Platz, sonst gibt´s noch Streit. Wir sind spät dran – wir haben keine Zeit!"?* Nein, Gott schenkt uns mit jedem neuen Tag neue, unverbrauchte Zeit – wir dürfen uns diese nehmen!

Martin Patzek

Kreative Kirche mit römischen Regelungen?

Approbierte Instruktion der Kongregation für den Klerus „Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche“

(Un-)Erwartet und tagelang

Tagelanges Thema in den (inter)nationalen Medien Juli/August 2020: die Pfarrgemeinde. Mario Galgano (vaticannews.va/vatikan/news/2020-07/vatikan-die-kernsaetze-der-pfarrei-instruktion-zusammenfassung.html vom 23.07.2020) sieht Herausforderungen von Priestermangel und Kirchenaustritten sowie sich wandelnden Gesellschaftsstrukturen. Im Blick sind die Modellprojekte nicht weniger Bistümer wie z.B. Freiburg und Trier, um neue Formen von Leitung, Seelsorge und Gemeinschaft zu testen. „Papst-Instruktion empört deutsche Katholiken“ zitiert zeitonline dpa. Mitten in der Ferienzeit schrecke der Vatikan seine „Schäfchen“ mit einem einschläfernden Titel auf, der in etwa die Lebendigkeit eines Telefonbuchs mit Fußnoten habe. Auch das ZDK bescheinigt dem Papier eine „abenteuerliche Realitätsferne“. Dpa recherchiert bis hin zu einer Gemeinde St. Barbara in Duisburg (Bistum Essen), wo die Ehrenamtlichen „alles selber machen“ (zeit.de/news/2020-07/23/papst-instruktion-empoert-deutsche-katholiken vom 23.07.20). Die FAZ beschreibt den sakralen Kern des Priestertums. Im „Vatikanischen Missionsbefehl“ sieht Christian Geyer, „was den Priester vom Psychiater unterscheidet und warum leere Kirchen besser nicht profaniert werden sollten: Die jüngste vatikanische Instruktion düpiert die Rationalität von Unternehmensberatungen.“ faz.net/aktuell/Feuilleton/Debatten/vatikanische-instruktion-zur-mission-des-priesters vom 23.07.20). Tatsächliches Anliegen ist, sich völlig auf die missionarische Sendung der Kirche auszurichten! Das Bistum Essen will seinen umfassenden Erneuerungsprozess zu Reformen in den Pfarrgemeinden fortsetzen. Die Forderungen der Instruktion seien faktisch nicht realisierbar und hätten keinerlei Interesse und Verständnis für die Situation vor Ort. Allein der Newsletter des Bistums Essen hat mit der scharfen Kritik von Ruhrbischof Dr. Franz-Josef Overbeck am Vatikan mehr als eine Million Visits und erscheint intermedial (bistum-essen.de/pressemenue/artikel/overbeck-prozesse-der-erneuerung-und-aenderung fortsetzen vom 23.07.20).

Der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki, immerhin Metropolit der gleichen Kirchenprovinz, zu der auch das Ruhrbistum gehört, lobt das Dokument. Er spricht von missionarischer Neuausrichtung und wertvollen Anregungen. Unterschiedliche Rollen, aber gleiche Würde prägen Priester und Laien auf jeweils spezifische Art. Er sieht die gemeinsame Verantwortung und das besondere Priestertum. Alle Christinnen und Christen sind „aktive Protagonisten der Evangelisierung – herausgerufen in eine neue Zeit“ (katholisch.de/artikel/26302-kardinal-woelki-wir.sind-herausgerufen-in-eine-neue-zeit). Der neue Augsburger Bischof Bertram Meier kann mit der neuen Vatikan-Instruktion „gut leben“. Er sieht die Linie, die Papst Franziskus in seinem Folgedokument zur Amazonas-Synode angestimmt und oft wiederholt hat: Ihm gehe es um die pastorale Umkehr der Kirche. In Trier und Rottenburg-Stuttgart, in Osnabrück, Mainz und Bamberg bleibt man kritisch und will die diözesanen Prozesse weiter umsetzen, wo Priester und Laien gemeinsam Gemeinde leiten (katholisch.de/artikel/26267-stolperstein-auf-synodalen-wegen-Rroms-instruktion-ueberrascht-bistuemer) (katholisch.de/artikel/26299-lob-und-kritik-bischoefe-reagieren-verschieden-auf-vatikan-instruktion).

Europäisch und international

Der Reformprozess in der Diözese Graz-Seckau „entspricht weitgehend" der aktuellen Instruktion. Bischof Wihelm Krautwaschl sieht neue Strukturen und Erfahrungsräume von Kirche, die den heutigen Menschen entsprechen und ihnen dienen sollen. „Kirche ist kein Alleinunterhaltungsprogramm des Priesters, sondern lebt von und mit der Gemeinde. Das Dokument sei für die ganze Weltkirche gedacht und müsse auch so betrachtet werden (vaticannews.va/de/kirche/news/2020-07/oesterreich-kirchenreform-in-graz-weitgehend-auf-linie-mit-rom). Der Basler Bischof Felix Gmür, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, bestätigt die Leitungsmodelle der Schweiz mit Gemeindeleitern und Pastoralraumleiterinnen in Staatskirchenrechtlichen Körperschaften. Ohne Pfarreibeauftragte sei eine ortsnahe Pastoral in den Pfarreien unmöglich (katholisch.de/artikel/26366-gmuer-instruktion-theologisch-defizitaer-und klerikalistisch-verengt vom 01.08.2020). Renardo Schlegelmilch (vaticannews) verweist auf die Internationale Presseschau des Kölner Domradios (vaticannews.va/de/welt/news/2020-07/pfarreireform-andere-laender-andere-prioritaeten vom 24.07.20). „America Magazine", eine katholische Publikation der Jesuiten in den Vereinigten Staaten, ist gegen den Versuch, Strukturen am Ort am Leben zu erhalten, sondern mehr missionarisch zu wirken und auf neue Kreise zu zugehen im analogen wie digitalen Leben. Wie Amerika bewegt Italien der Aspekt anonymer Spenden. Die italienische Tageszeitung „La Stampa" ist gegen eine Tarifpflicht für die Sakramente, insbesondere die Eucharistie, und fordert für die Finanzen der Pfarrei Wirtschaftsräte. Das französische Magazin „La Croix" sieht die missionarische Erneuerung der Gemeinde als eine Erinnerung und Betonung des bereits existierenden Kirchenrechts. Das polnische Online-Magazin „Wzasiegu" erkennt im Vatikandokument die Verteidigung der klassischen Gemeindeformen. Papst Franziskus habe den polnischen Bischöfen bei ihrem letzten Besuch gesagt: „Die Pfarrei ist immer noch auf dem neuesten Stand! Es ist eine Struktur, die wir nicht aus dem Fenster werfen dürfen." Das spanische Portal „Vida Nueva" stellt die Gemeinde der digitalen Zeit als das globale und pluralisierte Dorf in den Mittelpunkt. Ziel der Kirche heute ist das Verstehen der digitalen Kultur. Das Magazin „The Tablet" aus London sieht die klare Linie von Franziskus, der in „Evangelii Gaudium" betont habe, dass die Kirche eine missionarische Rolle habe und sich nicht nur um sich selber drehen solle. Es gilt, kreative Lösungen zu finden und nicht an alten Strukturen zu hängen.

Aufeinander hören

Beniamino Kardinal Stella, Leiter der Kleruskongregation bemängelt eine reduzierende Rezeption des Textes. Im Mittelpunkt stehe die Eucharistie (katholisch.de/artikel/26355-kardinal-stella-vatikan-instruktion-soll-focus-auf-eucharistie-lenken). Er bestätigt am 30. Juli 2020 das Angebot eines Treffens mit den deutschen Bischöfen. Von „zu gegebener Zeit" und „um Zweifel und Ratlosigkeit aus zu räumen" ist die Rede. Er betont das Gemeindeverständnis als missionarische Gemeinschaft und wendet sich erneut gegen die Auffassung, eine Pfarrei könne von „jedermann geleitet werden" (katholisch.de/artikel/26358-vatican-bietet-deutschen–bischoefen-gespraeche vom 30.07.2020). (Ob das zu Reinhard Kardinal Marx aus München passt, der schon vor wenigen Tagen ein stärkeres Aufeinander Hören in der Kirche forderte? Er kennzeichnete durch die Instruktion entstandene neue Spaltungen und Spannungen und mahnte die Sensibilität des Hörens an, um die Zeichen der Zeit zu sehen. Kurie sei kein Kontrollorgan der Bischöfe, sondern eine Hilfe für die gesamte Kirche, damit die Kirche zusammenbleibe (vaticannews.va/kirche/news/2020-07/deutschland/kardinal-marx-staerkeres-aufeinanderhoeren-in-der-kirche-noetig). Zum wieder-

holten Mal meldet sich der Osnabrücker Bischof Franz Josef Bode zu Wort und fordert einen konstruktiven Dialog mit Rom. Unsere Antwort auf die römische Instruktion sei der innerkirchliche Reformdialog, indem Bischöfe und Laien über die Lehren aus dem Missbrauchsskandal und Reformen der Kirche beraten. Der deutsche synodale Weg bespricht genau die Themen, mit denen sich die Instruktion befasst: Kirche der Beteiligung, priesterliche Lebensformen und die Mitwirkung von Frauen und Männern in der Kirche (katholisch.de/artikel/26274-bischof-bode-zu-pfarreien-instruktion-umkehr-zur-klerikalisierung). „Die deutsche Kritik geht am eigentlichen Anliegen der Instruktion, der pastoralen Umkehr zu einer missionarischen Pastoral, völlig vorbei", schreibt Walter Kardinal Kasper in einem Gastbeitrag für das Kölner Domradio (domradio.de/themen/reformen/2020-07-27/von autoritaerem-neoklerikalismus-kann-keine-rede-sein-kardinal-kasper-kommentiert-neue-vatikan).

Präsentation

Grundlage unseres Durchgangs durch die Enzyklika ist die Präsentation durch den Kanonisten = Kirchenrechtler der Kongregation Andrea Ripa (*1972). (press.vatica,va/content/salastampa/it/bolletinno/pubblico/ 2020/07/20/0391/00886.html#ted) Für ihn ist die vom Papst approbierte Instruktion die verbindliche Antwort auf Strukturreformen nach dem Konzil, die aufgrund sozialer und kultureller Veränderungen in vielen Diözesen durchgeführt werden oder schon sind. Es geht um die Öffnung der Pfarrgemeinden für strukturelle Reformen. Gemeinschaft, Zusammenarbeit, Begegnung, Nähe, Barmherzigkeit und Sorge für die Verkündigung sind die Stichworte (2.). Das Bulletin vom 20.07.20 sieht als Ziel, die Mitverantwortung aller Getauften zu stärken. In der Kirche ist Platz für alle und jeder kann seinen Platz finden. Verschiedene Bischöfe hätten eine Weisung der Kongregation erbeten (encouraged by various bishops), Strukturreformen kirchenrechtlich zu bewerten. Der Schweizer Journalist von Radio Vatikan Mario Galgano (*1980) setzt den missionarischen Dienst der Pfarreien als Überschrift. In der Instruktion gehe es um die Herausforderungen in Zeiten von Priestermangel und Pastoralräumen. Beachtenswert ist die Analyse der Pfarrei im gegenwärtigen Kontext und der heutigen Bedeutung mit dem Leitmotiv Mission. Sie ergibt als „Gemeinschaft von Gemeinschaften" die inklusive, missionarische und auf die Armen bedachte Pfarrei. In der pastoralen Umkehr der Personen ergeben sich die Strukturen. Viele haben sicher hier erst zu lesen begonnen, wenn es um die Stellung der Pfarrei bei Zusammenschlüssen als Dekanat, pastorale Einheit und pastorale Zone geht. Wer „Gaudium et spes" (Konzil) kennt und mindestens „Laudato si", „Evangelii gaudium" und „Gaudete et exsultate" gelesen hat, freut sich über die Analyse der Pfarrei. Konzil und Papst werden eifrig zitiert. Bemerkenswert die über Einhundert Verweise auf den Codex im zweiten Teil. Es geht um die Perspektiven, die es erlauben, die traditionellen pfarrlichen Strukturen unter missionarischem Gesichtspunkt zu erneuern (16.-26.). Das Wort Gottes zu kennen, die Feier der Sakramente entsprechend zu gestalten, eine erneuerte Kultur der Begegnung mit Dialog, Solidarität und Offenheit, sind die zentralen Bausteine der Erneuerung. Zur missionarischen Ausrichtung gehört, alle ohne Ausnahme zu erreichen. Arme und Ausgeschlossene müssen im Herzen der Kirche ihren bevorzugten Platz haben (32.). Die Präsentation spricht von leidvollen Erfahrungen mit diözesanen Strukturreformen und zitiert: „Jedes Projekt muss die konkreten Umstände einer Gemeinde berücksichtigen und ohne Traumata mit einer vorausgegangenen Phase der Beratung, eine Phase der schrittweisen Verwirklichung und der Überprüfung durchgeführt werden" (36.). Die Instruktion zitiert Papst Franziskus, der die Reform der Römischen Kurie Weihnachten 2016 beschreibt, „nichts zu überstürzen und

Reformen nicht zu eilig mit am ‚am grünen Tisch' erarbeiteten allgemeinen Kriterien durchführen zu wollen und dabei die konkret Betroffenen zu vergessen". Franziskus begründet alle Reformen etwa bei seinem Besuch in Chile 2018: „Wenn wir das Volk Gottes als Ganzes und in seinen Unterschieden verdrängen, zum Schweigen bringen, zerstören, ignorieren oder auf eine kleine Elite beschränken wollen, setzen wir Gemeinschaften, pastorale Pläne, theologische und spirituelle Akzente und Strukturen ohne Wurzeln, ohne Geschichte, ohne Gesicht, ohne Gedächtnis, ohne Leib, ja ohne Leben in die Welt" (37.). Konkrete Maßnahmen und Vorgehensweisen im Rahmen diözesaner Strukturreformen sind der Inhalt der weiteren Kapitel. Themen sind „Die Pfarrei" und die anderen Untergliederungen innerhalb der Diözese, wie Zusammenschlüsse, Dekanat, pastorale Einheit und pastorale Zone und die entsprechenden beauftragten Frauen und Männer. Das Bulletin verweist ausdrücklich auf die entsprechenden Quellen, etwa die Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am priesterlichen Dienst der Priester (1997), auf das Rundschreiben „Der Priester, Lehrer des Wortes, Diener der Sakramente und Leiter der Gemeinde für das dritte Jahrtausend" (1999), auf die Instruktion „Der Priester, Hirte und Leiter der Pfarrgemeinde" (2002) und nicht zuletzt auf das bedeutende Direktorium für den Hirtendienst der Bischöfe (2004), das im VIII. Kapitel grundlegende Hinweise für Reformvorhaben auf pfarrlicher und überpfarrlicher Ebene zur Verfügung stellt. Die eigentliche Grundlage der Überlegungen ist der Codex Iuris Canonici = das kirchliche Gesetzbuch von 1983. Es geht dabei besonders um das zweite Buch „Das Volk Gottes" mit seinem Teil 1 „Die Gläubigen" und dem Teil II „Hierarchische Verfassung der Kirche". Ein eigener Abschnitt widmet sich den Teilkirchen und ihrer Zusammenschlüsse. „Pfarreien, Pfarrer und Pfarrvikare" haben ihr eigenes Kapitel. Wer sich in den Quellen nicht auskennt oder sie grundsätzlich in Frage stellt, ist erstaunt und verwirrt. Wer den weiteren Inhalt der Instruktion mit den Reformen seiner Diözese vergleicht, bemerkt oft große Unterschiede. Er kann allerdings ein neues Kirchenrecht fordern und die dargestellte Praxis in Frage stellen. Ich riskiere manches, wenn ich zunächst die Grundlage schildere, bevor andere und vielleicht mutigere Lösungen der (deutschen) Kirchenkrise (ap-)probiert werden.

Ordentlich und außerordentlich

Das Kapitel VII (42.-61.) beschreibt „Die Pfarrei und das Dekanat, die pastorale Einheit und die ‚pastorale Zone' als andere Untergliederungen der Diözese" und damit die Übertragung der Hirtensorge und der Beteiligung an ihrer Ausübung (42.). In einem schrittweisen Prozess der Erneuerung geht es hier um die verschiedenen Arten der Zusammenführung mehrerer bisheriger Pfarreien. Das zentrale Element einer wirksameren Hirtensorge soll die Erreichbarkeit und Nähe bleiben (44.). Stichworte dazu sind Inkorporation = Aufgehen einer Pfarrei in einer anderen, echte Fusion= eine neue Pfarrei entsteht; und schließlich eine Teilung der Pfarrei in mehrere selbständige neue Pfarreien. Ausdrücklich verwirft die Instruktion folgende Gründe: Mangel an Klerikern, Finanzen, Gläubigenzahl, Städtebau. Was allerdings Gründe sind, die in direkter und organischer Weise mit der Pfarrei in Verbindung stehen, bleibt offen (48.). Es liegt beim Bischof, detailliert solche Gründe zu sehen. Zur Profanierung von Kirchen nach Anhörung des Priesterrates allerdings heißt es: „Wenn das Gebäude sich (hingegen) in einem für die Feier der Liturgie unbrauchbaren irreparablen Zustand befindet, ist es möglich, es gemäß dem kanonischen Recht zu profanieren. (51.)" Bei nach kirchlichem Recht legitimen Zusammenschlüssen geht es auch vom soziologischen Blickwinkel um eine wirkliche Gesamtpastoral in missionarischer Hinsicht. Ein solches bischöfliches Dekret kann nicht automatisch vorhandene Pfarrer, die noch

im Amt sind, zum Pfarrvikar ernennen oder faktisch ihres Amtes entheben. Die Funktionen eines moderierenden Priesters der Zusammenschlüsse legt der Bischof fest. Im Übrigen sollen die einzelnen Pfarreien ihre Rechtspersönlichkeit und –fähigkeit und damit ihren Vermögensverwaltungsrat behalten. Wiederum hat der Bischof festzulegen, ob alle Pfarreien einen Pastoralrat haben müssen oder ein Pastoralrat für alle Pfarreien entsteht (59.).

Solidarische Übertragung der Hirtensorge

Die Begriffskritik an „Hirtensorge" oder „Hirtendienst" übersieht leicht, dass alle Glieder des Volkes Gottes im Blick sind: Pfarrer, Pfarradministrator, Pfarrvikar, Diakone, die Gottgeweihten (z.B. Ordensleute) und die Laien! Auch die Stichworte „solidarische Übertragung" und „andere Formen der Übertragung" hindern die meisten Kritiker nicht daran, von Realitätsferne, Ratlosigkeit und Verärgerung zu sprechen. Laien sind hier aber nicht Amateure und Dilettanten, sondern durch die Taufe ebenso Profis wie die anderen. Was mir auffiel und oft gar nicht so realitätsfern erscheint, dass die Priester werden als überzeugendes Zeichen christlicher Gemeinschaft gesehen werden (62.). Erinnert wird an das Presbyterium, die Mitbrüderlichkeit, den Gemeinschafssinn. Jeder Bischof soll die menschliche und geistliche Nähe unter den Priestern fördern und sie zu einer großzügigen Offenheit für die neue pastorale Sendung einladen. Nicht realistisch scheint mir eine Rückkehr der Priester in die Herkunftsfamilie zu sein, wo es kein Pfarrhaus gibt (65.); ebenso die ausschließliche Leitung der Pfarrei durch den mindestens für fünf Jahre ernannten Pfarrer. Ich bezweifle auch, dass die Leitung mehrerer Pfarreien durch einen Pfarrer die personelle Lösung ist. Interessant und deutungsfähig ist die Überlegung, die Hirtensorge für eine oder für verschiedene Pfarreien zugleich mehreren Priestern solidarisch zu übertragen (76., 77.). Ein Moderator (primus inter pares) leitet die gemeinsame Arbeit und vertritt sie rechtlich. Interessant scheinen mir auch die Zielgruppen für einen übergreifend arbeitenden Pfarrvikar zu sein: Jugendliche, alte und kranke Menschen, Vereine, Erziehung und Katechese. Der Diakonie der Liturgie, des Wortes und der Liebe zu dienen, beschreibt den Diakon. Erwähnt werden zwei Gefahren: der Diakon, der zu klerikal ist oder der nur als Hilfe gesehen wird, die der Priester für dieses oder jenes hat. Caritas und Verkündigung bleiben die Aufgaben. Als bedeutende Ressource für die Pfarrei werden die gottgeweihten Frauen und Männer, z.B. Ordensleute bezeichnet. Das Zeugnis einer radikalen Nachfolge Christi und das Engagement oft in einem sozialen Beruf ist ein Beitrag für die missionarische Sendung der Pfarrei (83.84.). Ich habe dabei auch die Ordensleute aus Übersee im Blick, die beispielsweise im pflegerischen Dienst auch seelsorgliche Aufgaben übernommen haben. Kreative Kirche sind gerade auch „gottgeweihte" Frauen und Männer in Klöstern, Prioraten, Abteien u.a.

Berufliche, freiwillige und ehrenamtliche pastorale Teilhabe

Teilhabe am missionarischen Handeln der Kirche haben Laien mit ihren Initiationssakramenten Taufe, Firmung, Eucharistie und vielmals dem Ehesakrament. Gesprochen wird von der Mitarbeit der Laien nicht nur in der Verwaltung und den „zeitlichen Dingen", sondern auch in der Mitarbeit mit ihren Hirten in kirchlichen Gemeinschaften. Welche verschiedenen Ämter „je nach der Gnade und den Charismen, die der Herr ihnen schenkt" (Paul VI.) sie übernehmen können, bleibt offen. Franziskus wird mit Evangelii Gaudium zitiert, wenn es heißt: „Es ist notwendig, dass heute alle Laien einen großzügigen Einsatz für den Dienst an der missionarischen Sendung leisten vor allem durch das Zeugnis des täglichen Lebens ... und besonders durch die Übernahme ihnen entsprechender Verpflich-

tungen im Dienst an der Pfarrgemeinde" (85.). Die Instruktion drückt sich nicht vor Canon 517 § 2, der wegen Priestermangel ausdrücklich die Wahrnehmung der Seelsorgsaufgaben einer Pfarrei durch Diakone, Laien oder einer Gemeinschaft vorsieht, allerdings immer unter Moderation eines Priesters (87.-90.). Auffällig ist der Satz „Darüber hinaus haben einer oder mehrere Diakone für die Form der Verwaltung der Hirtensorge Vortritt vor Gottgeweihten und Laien" (90.). Katecheten, Ministranten, Erzieher, Gruppen und Vereine, Mitarbeiter der Caritas und jene, die Kranke besuchen können beständige Beauftragungen erhalten. Abgelehnt sind Bezeichnungen und Titel ohne Berücksichtigung des allgemeinen und besonderen Priestertums. Vorgeschlagen werden Begriffe wie Koordinator für einen pastoralen Teilbereich, pastoraler Mitarbeiter, pastoraler Assistent und Beauftragter für einen pastoralen Teilbereich (96.). Zitiert wird auch Kanon 230 § 1 Laien als Lektoren, Akolythen und § 3: der Dienst am Wort, die Leitung liturgischer Gebete, die Spendung der Taufe und die Austeilung der Heiligen Kommunion durch Diakone, Gottgeweihte und Laien. Das betrifft etwa die Feier eines sonntäglichen Wortgottesdienstes, aber auch die Spendung des Taufsakramentes und die Feier der Beerdigung, den Dienst der Predigt außer bei der Feier der Eucharistie und endlich die Delegation zur Eheschließungsassistenz (Kanon 1112 § 1). „Nur" die Eucharistiefeier und die Sakramente Versöhnung und Salbung setzen die Priesterweihe voraus. Der pastorale Raum aber ist vielfältiger und steht Diakonen, Gottgeweihten und Laien weit offen.

Mitverantwortung Verwaltungsrat und Pastoralrat

Zum Schluss kommen die Organe kirchlicher Mitverantwortung in den Blick: Vermögensverwaltungsrat, Pastoralrat und andere Formen der Mitverantwortung. Nichts ohne den leitenden Pfarrer, der fast alles mit oder ohne Bischof delegieren kann, hieß es bisher. In der Verwaltung der Güter kann und darf der Pfarrer nicht allein bleiben. Er ist auf die Zusammenarbeit mit Fachleuten verwiesen (101.). Ein gewählter Vermögensverwaltungsrat, dessen Mitglieder nicht unbedingt zur Pfarrei gehören, berät transparent in finanziellen und rechtlichen Fragen mit jährlicher Rechnungslegung (103.). Es geht um eine der Gemeinde geschuldete Information und willkommene Gelegenheit informativer Beteiligung. Zu den Pastoralräten wird Papst Franziskus zitiert: „Wie notwendig sind die Pastoralräte! Ein Bischof kann eine Diözese ohne die pastoralen Räte nicht leiten. Ein Pfarrer kann die Pfarrei ohne die pastoralen Räte nicht leiten." Leitet ein Pfarrer mehrere Pfarreien, ist es möglich, einen einzigen Pastoralrat für mehrere Pfarreien zu bilden (108.). Kraft des allgemeinen Priestertums aus der Taufe (Lumen gentium 31.) und der Bedeutung des Volkes Gottes als Subjekt und aktiver Protagonist der missionarischen Sendung geht es um den missionarischen Traum, alle zu erreichen. Als Beziehung zwischen Pfarrer und Gläubigen nimmt der Pastoralrat sein Recht und seine Pflicht wahr, in Übereinstimmung mit den Vorgaben der Diözese, praktische Lösungen für die pastoralen und caritativen Initiativen der Pfarrei zu suchen und zu beraten (112.). Die Instruktion nennt zwei zu vermeidende Extreme: dass der Pfarrer dem Pastoralrat bereits getroffene Entscheidungen vorlegt und ihn nur pro forma zusammenruft und/oder der Pfarrer nur Mitglied und nicht Leiter ist. Pastorale Zentren wie „Missionsstationen" oder „Diakonien" mit Pfarrvikar oder Diakon können missionarische Vorposten vor allem in weitläufigen Pfarreien werden (115.-117.). Zum Schluss geht es um die Gaben für die Feier der Sakramente (Messstipendien, Stolgebühren) als freiwilligen Beitrag, nicht als Preis, Gebühr oder Sakramentensteuer, als Geschäft und Handel. Erwähnt wird auch ein einfacher und bescheidener Lebensstil der Priester. Die Präzision der Instruktion will die Ekklesiologie des Konzils mit den veränderten

sozialen und kulturellen Gegebenheiten der Gegenwart zusammenbringen und die Pfarrei im missionarischen Sinn erneuern. Es geht ausdrücklich um die Kreativität, Wege und neue Instrumente auszuprobieren (122.). Damit weitet sich der Blick über die territorialen Grenzen der Pfarrei hinaus in die Struktur eines „pastoralen Miteinanders" (123.). Zwei Zitate von Papst Franziskus fielen mir auf: „Wenn wir von ‚Volk' sprechen, darf man darunter nicht nur die Strukturen der Gesellschaft oder der Kirche verstehen, sondern vielmehr die Gesamtheit von Menschen, die nicht als Einzelpersonen unterwegs sind, sondern als Gefüge einer Gemeinschaft au allen und für alle." (Christus vivit 231.). In einer Begegnung mit polnischen Bischöfen in Krakau (27.Juli 2016) beschreibt Franziskus die Pfarrei: „Sie muss ein Ort der Kreativität, der Mütterlichkeit, ein Bezugspunkt bleiben. Und dort eine erfinderische Fähigkeit verwirklichen; und wenn eine Pfarrei sich so verhält, verwirklicht sie das, was ich als missionarische Pfarrei bezeichne."

Drei Problemkreise

1. Leitungsmodelle und Rollenverständnis

Schon in der Sprache klafft der kürzere Teil der Instruktion als Beschreibung der Pfarrei heute mit dem längeren Abschnitt der (kirchen-)rechtlichen Sicht auseinander. Ein Kämpfen aber um die Rollen in der Kirche oder gar eine Sicht auf Verlierer und Sieger ist der Irrweg. Im Blick sind die unterschiedlichen Rollen, aber die gleiche Würde der Priester, Diakone, der Gottgeweihten und der Laien. Ob die vielen verschiedenen Leitungsmodelle etwa der deutschen Bistümer die Rolle der Priester genügend im Blick hatten? So habe ich Verständnis für eine Kongregation, die sich um ihre Zielgruppe, den Klerus sorgt. Wer weiß denn noch, auf was er sich einlässt, wenn er Priester werden will? Die Klerus-kongregation und nachkonziliares Kirchenrecht aus den Angeln zu heben, geht am Ziel vorbei und trifft Gesamtkirche.

2. Synodaler Weg und approbierte Instruktion

Die Themen des synodalen Weges in Deutschland treffen die Instruktion herausfordernd. „Macht und Gewaltenteilung in der Kirche – Gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag" – „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft", „Priesterliche Existenz heute", und „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche" haben eine Relevanz zur Instruktion. Vermutungen, dass dieses Römische Schreiben auch unseren synodalen Weg im Blick hatte, sind richtig. Das Forum „Priesterliche Existenz heute" geht vom Volk Gottes in der Welt und der Sakramentalität der Kirche aus. Der Hinweis, dass die Themen der Foren systemischer Faktor für die Begünstigung sexuellen Missbrauchs sind, wird oft verdrängt. Die etwa 5300 Wortmeldungen zum Priesterforum gehen vom „Apparat Kirche" aus, ersehnen aber geradezu seelsorgliche und dienende Persönlichkeiten, die sich „schmutzig" machen und „wie ein guter Freund" sind. Das intellektuelle Profil und das geistliche Leben werden genannt mit einer hohen Wertschätzung und Option der ehelosen Lebensform.

3. Miteinander lernen

Die Vorsitzenden der in Frage kommenden Bischofskonferenzen zu hören, miteinander begründet zu diskutieren, theologische Defizite zu erkennen u.a.m. sind gerechte Forderungen. Das vatikanische Dokument erfolgte unangekündigt. Selbst Mitglieder der Kleruskongregation waren nicht informiert. Eine Steilvorlage für den synodalen Weg erfolgte ohne Rücksprache. Die unterschiedlichen Reaktionen z.B. der Diözesanbischöfe säen Misstrauen und vertiefen

Gräben mit neuen Spaltungen. Es fehlen die Erfahrungen der Ortskirchen, um aufeinander zu hören und miteinander zu lernen. Also nicht Kontrollorgan(e), sondern Hilfe für die Gesamtkirche. Zur Rezeption der Instruktion gehört allerdings auch die Lektüre samt nachkonziliarem Kirchenrecht. Verdient haben die Laien Dank, Ermutigung und Anerkennung - nicht nur kritisch abgrenzend und ausgrenzend.

Jedenfalls spricht die approbierte Konstitution von einer „missionarischen Dynamik", die die historische Institution „Pfarrei" „durch die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Pfarrgemeinden und eine gestärkte Gemeinschaft zwischen Klerikern und Laien wirklich auf die evangelisierende Mission ausrichtet. Dies ist eine Aufgabe des gesamten Volkes Gottes, das in der Geschichte als „Familie Gottes voranschreitet und durch die Synergie der verschiedenen Glieder für das Wachstum des ganzen kirchlichen Leibes arbeitet" (123.). Unser Ziel bleibt also die kreative Kirche weltweit mit römischen Regelungen!

Heinz-Josef Fabry

„Wer hat ..."

Predigt zu Mt 25,14–30 (33. Sonntag i. Jk. Lj. A)

„Wer hat, dem wird gegeben werden, und er wird im Überfluss haben. Wer aber nicht hat, dem wird genommen, was er hat".

Fast alle kennen sie, viele fürchten sie: die SCHUFA. „Schufa – Wir schaffen Vertrauen!" so lautet der Werbespruch dieses Unternehmens, dessen Kürzel für „Schutzgemeinschaft für allgemeine Kreditsicherung" steht. Wer heute ein Bankdarlehen beantragt oder wer eine Wohnung mieten will, muss in der Regel eine Schufa-Auskunft vorlegen, die seine Bonität, seine Kreditwürdigkeit bezeugt. Habe ich einmal einen Bankkredit nicht regelmäßig bedienen können oder bin in Ratenzahlungen in Verzug geraten, habe ich für die Zukunft bei der Schufa schlechte Karten. Meine Kreditwürdigkeit ist dahin, mehr noch: meine Vertrauenswürdigkeit. Diese Schufa ist genau die marktwirtschaftliche Verkörperung des „Matthäus-Effektes": „Wer hat, dem wird gegeben ... und wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat". Die Soziologie hat daraus die These entwickelt: Ein Erfolg zieht immer neue Erfolge nach sich, ein Verlust immer neue Verluste.

Warum erstaunt es uns nicht, einen solchen Satz im Neuen Testament zu finden? Warum sind wir nicht überrascht, dass ausgerechnet Jesus selbst diesen Kapitalistenspruch ausgesprochen hat? Weil – so denken wir – Jesus diese Welt und ihre Realität kennt, weil er mit den Mechanismen im zwischenmenschlichen Verhalten vertraut ist und weil er sich als Sohn eines Zimmermanns auch im Geschäftemachen auskennen muss. Jesus kennt die Tricks dieser Welt, da er mehrmals darauf zu sprechen kommt: heute im Evangelium von den an-

vertrauten Talenten (Mt 25 par. Lk 19), dann auch im Gleichnis vom ungerechten Verwalter (Lk 16). Hier spricht Jesus sogar den irritierenden Satz aus: „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!" Und damit sind wir wohl bei den beiden am meisten missverstandenen Sätzen des Neuen Testamentes angekommen, von denen mal ein kluger Mensch gesagt hat: „Wenn wir diese Sätze missverstehen, dann haben wir sie richtig verstanden!" Jesus von Nazaret wird zur Galionsfigur der Kapitalisten. Dieser Satz steht wie ein erratischer Block vor uns, denn er symbolisiert die ganze Ungerechtigkeit unserer sozialen Ordnung, und im Munde Jesu klingt es so, als wolle er diese Ungerechtigkeit der ungleichen Verteilung der Güter auch noch gutheißen.

„Wer hat, dem wird gegeben … und wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat".

Jesus beschreibt die Wirklichkeit, wie sie ist; von Kritik keine Spur. Wie verträgt sich das mit seiner Aufforderung, gerade denen zu geben, die nichts haben? Wie verträgt sich das mit der Warnung an den reichen Jüngling, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als dass ein Reicher in das Gottesreich kommt (Mk 10,25 par. Mt 19,24 par. Lk 18,25)? Und trotzdem ist dieser Satz nur scheinbar kapitalistisch, denn er wäre dann genau das Gegenteil von dem, was uns Christinnen und Christen in dieser Zeit pandemischer Umbrüche Wegweisung sein müsste. Wie zynisch muss doch ein solcher Satz im Mund derer klingen, die Tausende Menschen unter prekären Bedingungen für sich schuften lassen – in einer Zeit – so Kardinal Marx –, in der der Kapitalismus ganz neu und unverblümt wieder an Fahrt gewinnt, in der ganze Bevölkerungsschichten auch in unserem wohlhabenden Land in eine wirkliche Armut fallen! Nein, der „Matthäus-Effekt" kann mit Kapitalismus nichts zu tun haben. Er würde allem widersprechen, was wir aus der Bibel lernen können. Wie können wir aus diesem Dilemma herauskommen?

„Wer hat, dem wird gegeben … und wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat".

Dieser Satz begegnet gleich fünfmal in den Evangelien, und an keiner dieser Stellen passt der Satz zum Kontext. Die Bibelwissenschaftler sprechen in einem solchen Fall von einem „Wanderlogion", von einer Sentenz – vielleicht – aus dem Mund Jesu, die kontextlos überliefert und dann von den Evangelisten nach ihrem eigenen Gutdünken in neue Kontexte eingebettet worden ist. Markus und Matthäus fügen das Logion in die Deutung des Gleichnisses von den anvertrauten Talenten ein und zwingen diesem Gleichnis damit eine bestimmte Pointe auf, die sich nur schwer mit dem Gleichnis vereinbaren lässt. Alle Knechte hatten doch Talente, auch der eine. Allen hätte dann auch gegeben werden müssen; es wurde aber nur denen gegeben, die mit ihren Talenten gearbeitet und sie klug eingesetzt hatten. Unser Satz „Wer hat, dem wird gegeben …" kann sich damit nicht wirklich auf das Gleichnis beziehen, Aber worum geht es denn hier eigentlich? Schauen wir auf den Kontext:

Bei Lukas folgt anschließend der Weg Jesu nach Jerusalem zur Passion, bei Matthäus ist Jesus dagegen schon in Jerusalem und es folgt unmittelbar die Passionsgeschichte. Die beiden Evangelisten wollen uns also mitteilen, dass Jesus sich am Wendepunkt seines irdischen Lebens von der Welt verabschiedet und mit diesem Satz seine Jünger auffordert, sich in dieser Welt klug und umsichtig einzurichten. Was das nun im christlichen Sinne bedeutet, sagen uns die weiteren Belege dieses Satzes.

„Wer hat, dem wird gegeben … und wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat".

Dieser Satz wird nämlich – und das mag uns überraschen – von beiden Evangelisten ein zweites Mal überliefert, nun jedoch im Anschluss an das Gleichnis vom Sämann (Mt 13; Mk 4; Lk 8). Da auch der älteste Evangelist Markus den Satz an dieser Stelle

(Mk 4,25) bietet, dürfte diese Kombination wohl die ursprüngliche sein. In dieser Ausdeutung des Gleichnisses geht es um das rechte Hören. Und genau hier werden wir fündig! Nach Markus fordert Jesus seine Jünger auf: „Achtet auf das, was ihr hört. … Nach dem Maß, mit dem ihr messt und zuteilt, wird euch zugeteilt werden. Ja, es wird euch noch mehr gegeben werden, denn wer hat, dem wird gegeben …". Mag dies auch noch ein wenig verklausuliert klingen, so hilft uns Matthäus an derselben Stelle weiter: Die Jünger fragen Jesus: Warum redest du zu ihnen in Gleichnissen? Er antwortete: „Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Himmelreiches zu verstehen. Ihnen aber ist es nicht gegeben. Denn wer hat, dem wird gegeben …".

Es geht also nicht um anvertraute Talente im Sinne von Silbergeld, sondern um „Talente" im Sinne der uns Menschen geschenkten Fähigkeiten im Umgang mit der uns anvertrauten Botschaft vom kommenden Gottesreich. Hier nun wird der scheinbar kapitalistische Satz transparent auf seine eigentliche Tiefenstruktur hin: Wer auf Jesus hört und ihm folgt, der hat allen anderen Menschen Entscheidendes voraus. Indem er sein Herz auf Jesus hin öffnet, gewinnt er immer mehr, denn Jesu Botschaft und Liebe ist nichts Einmaliges, sondern die Qualität einer dauernden Lebens- und Liebesbeziehung. So muss ich mich angesichts des voraus erzählten Gleichnisses vom Sämann prüfen, ob bei mir das Wort Jesu auf fruchtbaren Boden gefallen ist, oder unter die Dornen – wo es überwuchert wird und erstickt, oder auf einen Weg, auf dem es letztlich keine Wurzeln schlagen kann.

„Wer hat, dem wird gegeben … und wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat".

Der Satz vermag uns ein Weiteres zu lehren: Nicht alle gehören zu denen, die haben; nicht alle gehören zu denen, die nicht haben. Es gibt da keinen Automatismus, keinen Ausgleichsmechanismus. Wir Christinnen und Christen können dankbar sein, dass wir Gottes Wort gehört haben und dass wir ihm und an ihn glauben können. Aber täglich und besonders in menschlichen Grenzsituationen stoßen wir auf Menschen, die genau das nicht können. Sind sie schuldig, weil sie nicht glauben können? Oder können sie vielleicht deshalb nicht glauben oder nicht mehr, weil wir – die Glaubenden – ihnen unser Vertrauen, unsere Hoffnung und unsere Freude am Evangelium nicht überzeugend vorleben? Genau hier trifft uns das heutige Evangelium von den anvertrauten Talenten: Es ist an uns, mit dem uns anvertrauten Wort Gottes begeistert, kreativ und innovativ umzugehen. Es ist an uns, die frohe Botschaft in uns und in unseren Mitmenschen im wahrsten Sinne des Wortes „anzulegen", damit sie Frucht bringt und Zinsen abwirft. Es ist an uns, dieses Wort gerade denen, die nicht glauben können, immer wieder neu anzubieten und vorzuleben. Deshalb ist es ganz offensichtlich die volle Absicht der Evangelisten, dieses Wort am Ende des irdischen Wirkens Jesu erneut zu situieren – quasi als sein Testament. Auch wenn er nicht mehr unter uns ist, so ist es doch sein Wort, das er uns als unsere Talente übergeben hat und mit dem wir nun wuchern müssen, soll das Gottesreich in dieser Welt wachsen.

Und schließlich und letztlich muss uns dieses Gleichnis von den anvertrauten Talenten eine dringliche Mahnung sein: Es geht um die Errichtung des Gottesreiches, es geht um uns und um unsere Kirche. Der Knecht, der sein Talent vergraben hat, der konservativ nichts gewagt und nicht zukunftsorientiert gehandelt hat, hat nichts dazu gewonnen. Im Gegenteil: er hat alles verloren. Stillstand ist Rückschritt, denn:

„Wer hat, dem wird gegeben … und wer nicht hat, dem wird genommen, was er hat".

Kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück: „Schufa – wir schaffen Vertrauen!" Wieviel Vertrauen verdient im Augenblick unsere Kirche? Wieviel Ver-

trauen gewähren wir ihr noch? Finden wir in ihr angesichts des unsäglichen und zähen Ringens um Reform und Reförmchen überhaupt noch etwas vom Geist des heutigen Evangeliums? Wo ist noch ein Gespür für die Dringlichkeit und Notwendigkeit, das Evangelium in die zunehmend heidnischer werdenden Welt hinein zu verkünden? Das ist auch unsere Aufgabe, weil es die ureigene Aufgabe der Kirche ist! Und wenn sie das mit den ihr zur Verfügung stehenden männlichen Ressourcen nicht mehr schafft, dann muss sie die weiblichen dazu nehmen. So einfach ist das! Die heutige Lesung über die tüchtige Frau kann und muss dazu ermutigen!

Patrik C. Höring

Kirche – Jugend – Gottesdienst

Anmerkungen zu einem spannungsreichen Verhältnis

1. Drei Thesen zu Beginn

1. Die Feier des Gottesdienstes ist „der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt" (SC 10). Daher gehört das Gottesdienstfeiern untrennbar zur Kirche und zu den Angeboten innerhalb einer Jugendpastoral und der kirchlichen Jugendarbeit[1] dazu[2].

2. Zugleich gilt: „In der heiligen Liturgie erschöpft sich nicht das ganze Tun der Kirche" (SC 9). Und auch in der Jugendpastoral ist die Liturgie bei weitem nicht der einzige oder der vorrangige Grundvollzug. In weiten Teilen wird man davon sprechen müssen, dass sie viel eher ein diakonisches Vorzeichen trägt.[3]

3. Gottesdienstfeiern mit jungen Menschen ist, spätestens mit dem Auseinanderfallen von Kirche und Jugendkultur seit den 1960er Jahren, noch einmal mehr aufgrund der jahrzehntelangen Entkirchlichung weiter Bevölkerungsteile, mehr als schwierig geworden.[4] Viele Jugendliche sind in einer prä-katechumenalen Situation. Daher gilt, was das Konzil ferner sagt: In der Liturgie „erschöpft sich nicht das ganze Tun der Kirche, *denn ehe die Menschen zur Liturgie hintreten können, müssen sie zu Glauben und Bekehrung gerufen werden"* (SC 9; eigene Hervorhebung, P.H.).

2. Ein Blick in die Praxis

Seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts[5] und noch stärker seit der katholischen Jugendbewegung des frühen 20. Jahrhunderts[6] wird mittels verschiedenster Formen von Jugendgottesdiensten versucht, eine Brücke zwischen kirchlicher Liturgie und jugendlichem Lebensgefühl zu schlagen. Das gelingt mal mehr, mal weniger gut. Man mag an beseelte junge Menschen in Taizé oder bei Weltjugendtagen denken. Vielleicht kommen aber auch eher gelangweilte Firmlinge in ihrer Ortsgemeinde in den Sinn oder ältere Gemeindemitglieder, die ihren Enkeln zuliebe durchaus bereit sind, auch einmal Ungewohntes zu ertragen, denen die dröhnenden Bassläufe der Jugendband im Sonntagsgottesdienst auf Dauer aber doch etwas zu viel sind.

Am Jugendgottesdienst entzünden sich Diskussionen. Für die einen ist er misslungene Anbiederung an jugendliche Lebenskultur, anderen Ausdruck eines jugendgemäßen Glaubens. Für die einen droht die Gefahr der Entfremdung vom Gemeindegottesdienst und die missbräuchliche Änderung liturgischer Formen, für andere ist er Zufluchtsort, weil sie der übliche Gemeindegottesdienst nicht anspricht.

Tatsächlich gibt es Gelungenes, ansprechende und innovative Ideen der Verkündigung, der Kirchenmusik oder der Raumgestaltung. Und es gibt auch misslungene Experimente, bei denen das Alleinstellungsmerkmal des Jugendgottesdienstes darin besteht, dass einfach alles nur anders ist als sonst.

2.1 Problemkreis jugendliche Lebenswelt – Beispiel Musik

Waren ‚Jazz-Messe' oder ‚Beat-Messe' frühe Versuche, jugendliche Popkultur in den Gottesdienst zu integrieren, scheinen heutige Ortsgemeinden mit ihren „Neuen Geistlichen Liedern" im Stil der 1980er Jahre stehen geblieben zu sein. Mit heutiger Popkultur haben sie herzlich wenig gemein und sind spätestens seit der Aufnahme ins Gotteslob keine spezifische Jugendmusik mehr. So bleibt die Korrelation von geistlichem Singen und aktueller Popularmusik ein Problem. Scheint es mitunter im Bereich der Lobpreis-Bewegung (worship), im Sacropop (oder White Metal) zu gelingen, junge Menschen zu begeistern, halten die Texte wiederum theologischen Ansprüchen und erst recht liturgischen Ansprüchen oft nicht stand.

2.2 Problemkreis mangelnde Vielfalt liturgischer Formen

Sind manche Errungenschaften der Liturgiereform heute Selbstverständlichkeit (Volkssprache, Zelebration versus populum, Möglichkeit zur Reduktion), findet sich angesichts der Dominanz der Eucharistiefeier nur eine aufgrund des Priestermangels induzierte, oft auch nur zögerlich entstehende Vielfalt von Gottesdienstformen (Früh- und Spätschicht, Taizégebet, Jugendvesper, Wortgottesdienst u. a.), die teilweise auch die Wiederentdeckung traditioneller Feierformen befördert hat (Anbetung, jugendgemäße Adaption monastischer Liturgie).

Aktuell setzen die strukturellen Veränderungen in der Seelsorge, vor allem der Rückgang der hauptamtlichen Mitarbeiter/-innen und die Zusammenlegung von Gemeinden, einer wünschenswerten Vielfalt Grenzen der Realisierung, da Ehrenamtliche oft nicht mehr in ausreichender Zahl oder noch nicht in hinreichender Weise vorbereitet sind. Und: Es besteht in weiten Teilen eine liturgische Einfallslosigkeit, wenn etwa gar Dienstjubiläen, Betriebsfeiern oder Konferenzen stets mit einer Eucharistiefeier verbunden werden. Als hätten wir liturgisch nichts Anderes drauf oder als müssten wir dem Gottesvolk eine eucharistische Frömmigkeit einbläuen! – Die Folgen einer solchen ‚Eucharistiefixierung' zeigt(e) die Zeit des Corona-Kontaktverbotes, als das Streamen von Messfeiern auf einmal dringlicher erschien als auf die (womöglich auch zukunftsweisende) För-

derung einer Tagzeitenliturgie der Gläubigen daheim zu setzen.

2.3 Problemkreis Gemeinde

Die Ortsgemeinde hat Konkurrenz bekommen. Jenseits der Pfarrei sind in den letzten Jahrzehnten sogenannte Jugendkirchen entstanden. Es sind inzwischen zielgruppenspezifische Personalgemeinden mit einer eigenen Gebets- und Liturgiekultur. Wieder eigene Formen haben sich in neuen geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen sowie in charismatischen und evangelikalen Gruppen entwickelt. Auch aus anderen Konfessionen sickern derlei Elemente in den Katholizismus ein.

Jugendgottesdienste gehören also zum selbstverständlichen Angebot der Kirche (v. a. dort, wo auch eine lebendige Jugendarbeit existiert) und sprechen gleichwohl nur einen kleinen Teil der (katholisch getauften) Jugendlichen an. Sie finden an zentralen Punkten des kirchlichen Lebens statt (Katholikentage, Weltjugendtage, Verbandstreffen etc.) und sind oftmals ein verzweifelter Versuch der Kirche, sich jugendgemäß zu geben (z. B. wenn während der Firmvorbereitung Pfarreigottesdienste „jugendgemäß" gestaltet werden).

3. Liturgie zwischen Tradition und Innovation, Alterität und Adaption, En- und Inkulturation

So wird an dieser Stelle die Spannung deutlich, in der Gottesdienstfeiern steht. Einerseits besteht der Wunsch, Lebens- und Alltagsnähe zu realisieren durch Aktualisierung/Innovation, zielgruppenspezifische Adaption (die zweifellos etwas anderes ist als plumpe, unsachgemäße Anbiederung und Veralltäglichung[7]) und durch *Inkulturation*. Andererseits ist Liturgie traditionsgebunden und nicht beliebig. „Deshalb darf niemand dabei eigenmächtig etwas hinzufügen, weglassen oder ändern" (Canon 846 § 1 CIC), „auch wenn er Priester wäre" (SC 22 § 3). Denn – so das „Direktorium für Dienst und Leben der Priester" – die Gläubigen hätten „ein wahres Recht" darauf, „an liturgischen Feiern teilzunehmen wie sie die Kirche will und nicht nach dem persönlichen Geschmack des einzelnen Amtsträgers".[8]

Auch das Konzil ruft in Erinnerung, dass es um die „Wahrung der gesunden Überlieferung" gehe, betont aber gleichzeitig, dass es auch einen „berechtigten Fortschritt" brauche (SC 23). Gleichwohl fällt eine Entscheidung darüber nicht in das Belieben eines jeden Einzelnen, sondern steht „einzig der Autorität der Kirche zu", die „beim Apostolischen Stuhl" und beim Bischof liegt (SC 22 § 1).

Lange Zeit musste man den Eindruck haben, Rom suche jede Möglichkeit, bestehende Freiheiten angesichts unerwünschten „Wildwuchses" einzuschränken. Vor allem gegen Ende des Pontifikats von Johannes Paul II. und unter Benedikt XVI. nahm das Interesse an Fragen der Inkulturation, die sich ohnehin immer weniger auf die Gegenwarts- und Jugendkultur als vielmehr auf außereuropäische Kulturen bezog, erkennbar ab, während man sich mehr Fragen der Mystagogie und Katechese zuwendete.[9] In diese Zeit fällt etwa die Abfassung der Instruktion „Redemptionis Sacramentum" der römischen Gottesdienstkongregation über „einige Dinge bezüglich der heiligsten Eucharistie, die einzuhalten und zu vermeiden sind".

Noch deutlicher lehnen einzelne Gruppen jegliche Anpassung an den Zeitgeist ab und verstehen Gottesdienst gerade als Gegenentwurf zum Alltag. Folgerichtig bedarf es keiner Inkulturation, keiner zielgruppenspezifischen Adaption von Liturgie, sondern des Gegenteils: *Enkulturation*, Hineinführung in und Anpassung an die überlieferte Liturgie.[10]

Anders sind die Signale im Apostolischen Schreiben Papst Franziskus' „Evangelii Gaudium", in dem er die Sorge um die liturgische Tradition angesichts seines Projektes einer „missionarischen Umgestaltung der

Kirche" (EG 19-49) relativiert. Er mahnt, dass eher nach geeigneten Wegen der Inkulturation des Evangeliums zu suchen sei (EG 68-65) als sich in der „ostentativen Pflege der Liturgie, der Lehre und des Ansehens der Kirche" zu verlieren, „ohne dass ihnen die wirkliche Einsenkung des Evangeliums in das Gottesvolk und die konkreten Erfordernisse der Geschichte Sorgen bereiten", was letztlich dazu führe, dass sich „das Leben der Kirche in ein Museumsstück oder in ein Eigentum einiger weniger" verwandle (EG 95).

Gerade im Blick auf manche Neo-Traditionalismen in der Liturgie ist es wichtig, weiterhin kritisch auf Überflüssiges und Hinderliches zu achten, das vom Wesentlichen ablenkt, etwa „tief in der Geschichte verwurzelte Bräuche [...], die nicht mehr in derselben Weise interpretiert werden und deren Botschaft nicht entsprechend wahrgenommen wird. Sie mögen schön sein, leisten jedoch jetzt nicht denselben Dienst im Hinblick auf die Weitergabe des Evangeliums. Haben wir keine Angst, sie zu revidieren" (EG 43).

Diese Akzentverschiebung unter dem Pontifikat von Papst Franziskus wurde 2017 mit dem Motu proprio „Magnum principium" hinsichtlich der Verantwortung für die Übersetzung liturgischer Texte in die Landessprache erstmals konkret.[11]

4. Partizipation als Schlüsselprinzip

Der augenfälligste Ort, an dem Kirche ihr Selbstverständnis erkennen lässt, ist die Liturgie. Sie ist Selbstdarstellung der Kirche unter raum-zeitlichen Bedingungen und damit schlichtweg *ein* Ort ihres „Selbstvollzuges", um Karl Rahner zu bemühen.[12] Nach der liturgiewissenschaftlichen Unterscheidung zwischen Sinngehalt und Feiergestalt einer liturgischen Handlung[13] soll beides einander entsprechen, wie es auch der theologische Grundsatz „lex orandi – lex credendi" ausdrückt: So wie gefeiert wird, so wird geglaubt. Das gilt phänomenologisch wie ontologisch. An der Weise des Feierns wird der Glaube sichtbar, wie: Die Weise des Feierns muss dem Glauben entsprechen.

Es ist kein Zufall, dass der Begriff der Partizipation für die Liturgie mit dem Konzil wieder zentral geworden ist. Ein Begriff, der im Übrigen höchst kompatibel mit einer zeitgemäßen (Religions-)Pädagogik und dem Selbstverständnis (kirchlicher) Jugendarbeit ist. Stammte der Begriff der aktiven Partizipation nicht aus dem Motu proprio Pius' X. „Tra le sollicitudine" von 1903, wäre er spätestens durch die katholische Jugendbewegung in den liturgiewissenschaftlichen Diskurs der Liturgischen Bewegung eingetragen worden.[14]

Partizipation ist der Schlüssel zur Liturgie. Denn zum Wesen von Kirche und Liturgie gehört es, dass alle Glaubenden an diesem Geschehen ihren je eigenen Anteil nehmen, sodass „die Gläubigen ... kraft ihres königlichen Priestertums an der eucharistischen Darbringung mit[wirken]" (LG 10). Daher stellt das Konzil die „volle, bewußte und tätige Teilnahme" der Glaubenden an den liturgischen Handlungen in den Mittelpunkt seiner Überlegungen, wie es „das Wesen der Liturgie selbst verlangt und zu der das christliche Volk, ‚das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, der heilige Stamm, das Eigentumsvolk' (1 Petr 2,9; vgl. 2,4-5) kraft der Taufe berechtigt und verpflichtet ist" (SC 14).[15]

Wesentliche Aspekte wurden in der Liturgiereform, vor allem im Blick auf die Messfeier, realisiert (vgl. u.a. SC 21): Volkssprache in Orationen, Kanon und Schriftlesungen, Vereinfachung der Riten und Zelebration versus populum, Vermehrung der Schriftlesungen und Einführung einer Perikopenordnung, Aufwertung der Predigt innerhalb der Messfeier und (Wieder-)Einführung der Fürbitten, Wiedereinführung der Kommunion unter beiden Gestalten, Vermehrung der Laiendienste, neue Formen der Gesänge und der Musik u.v.m.

Alle diese Maßnahmen dienten dazu, den Mitvollzug des Geschehens zu erleichtern und zu verdeutlichen. Vorrangiges Ziel ist die (je nach Zielgruppe differenzierte!) Förderung der tätigen Teilnahme:

„Die Seelsorger sollen eifrig und geduldig bemüht sein um die liturgische Bildung und die tätige Teilnahme der Gläubigen, die innere wie die äußere, je nach Alter, Verhältnissen, Art des Lebens und Grad der religiösen Entwicklung" (SC 19).

Wollte das Konzil keine „stummen Zuschauer" (SC 48) in der Liturgie, genügt auch der Instruktion „Redemptionis Sacramentum" nicht die „bloße Anwesenheit" im Gottesdienst, vielmehr ist die aktive Mitwirkung Recht und Pflicht des Glaubenden kraft der Taufe:

„Daher kann die Teilnahme der gläubigen Laien an der Feier der Eucharistie und der anderen Riten der Kirche auch nicht auf eine bloß passive Anwesenheit reduziert werden, sondern ist als wahre Ausübung des Glaubens und der Taufwürde zu betrachten" (Redemptionis Sacramentum 37).

Innere und äußere Teilnahme sind zu unterscheiden, aber auch nicht voneinander zu trennen. So reicht ein Blick auf die Ministrantinnen und Ministranten, um zu erkennen, wie durch deren aktives Mitwirken beste Voraussetzungen entstehen, auch geistlich in den Gottesdienst hineinzuwachsen, um den Dienst immer mehr von innen heraus zu vollziehen. Partizipation wird damit zum Kriterium von sachgemäßer wie lebensrelevanter Liturgie. Liturgie mit Jugendlichen gelingt dann, wenn sie sich als Subjekte der Liturgie erfahren.[16]

Das Konzil gibt auch das Ziel für dieses Bemühen an. Das Anliegen war, dass „nicht bloß die Gesetze des gültigen und erlaubten Vollzugs beachtet werden, sondern auch daß die Gläubigen bewußt, tätig und mit geistlichem Gewinn" an den liturgischen Feiern teilnehmen (SC 11). Daher sind an die konkrete Feier der Liturgie immer wieder die Fragen zu stellen:

- Führt die Teilnahme am Gottesdienst zu einem „geistlichen Gewinn"?
- Oder ist es so, dass die Gestalt des Gottesdienstes eher Ärgernis oder Enttäuschung darstellt?
- In welcher Weise können die Gläubigen „tätig" mitfeiern?

5. Zentrale Herausforderungen

Partizipation ist ein Beziehungsbegriff. In der Liturgie geht es um Beziehung. Emil Joseph Lengeling sprach vom „Dialog" als wesentlichem Merkmal der Liturgie.[17] Beziehung lässt sich feiern, jedoch nicht erzeugen, vor allem nicht durch liturgisches Handeln.[18] Liturgie setzt Beziehung auch voraus. Und dies in zweierlei Hinsicht:

(1) *Die Gottesbeziehung:* Liturgie setzt eine Ahnung voraus, dass es so etwas wie Gott gibt, der sich offenbart und zu dem man eine Beziehung haben kann. Für viele Zeitgenossen ist Gott nicht einmal eine offene Frage. Zumal Jugendliche scheinen – ihrer Entwicklung entsprechend – zu pendeln zwischen Agnostizismus und Deismus. „Über Gott lässt sich nichts sagen", so können viele Aussagen junger Menschen interpretiert werden, die momentan im Kontext der Firmvorbereitung durch das Institut für Kinder- und Jugendpastoral „Religio Altenberg" erhoben werden[19]. Gott erscheint ihnen, wenn überhaupt, als eine „höhere Macht, die man nicht in Worte fassen kann", die man daher aber auch nicht im Gebet oder in der Liturgie adressieren kann. Günstigstenfalls noch bekennen sie sich zu einem Gott, „der in den Herzen der Menschen ist", mit dem in Dialog zu kommen ihnen aber unendlich schwerfällt. Zwei Blockaden stehen hier im Wege. Zunächst eine emotionale: Gottes Nähe wird nicht erlebt, zumeist auch nicht in der Liturgie. Und sodann eine intellektuelle: Wie kann ich vor einem aufgeklärten, naturwissenschaftlich geprägten Verstand rechtfertigen, zu etwas/jemandem zu beten, dessen Existenz nicht bewiesen werden kann?[20]

(2) *Die Beziehung der Feiernden untereinander:* Sie darf nicht nur eine theoretisch behauptete, sondern will auch eine erlebte Beziehung sein. Eine solche ist aber al-

lenfalls bei den wenigen in der Orts- bzw. Feiergemeinde engagierten Jugendlichen anzunehmen – oft genug nicht einmal bei ihnen. Die Barrieren, die der Gemeinschaftsbildung entgegenstehen, sind mit der Milieuforschung offenkundig geworden. Daher wird schon an dieser Stelle deutlich, dass die Fragestellung nicht allein auf die Weise des Gottesdienstfeierns beschränkt ist, sondern grundlegende Fragen des Verhältnisses von Kirche und Jugend betrifft.

6. Mittel und Wege

6.1 Zielgruppenspezifische Gottesdienste – ein hinreichender Weg?

Ein Weg zu einer bewussteren, aktiveren und volleren Beteiligung ist die Anpassung der liturgischen Formen und das Angebot von altersspezifischen Gottesdiensten. Schon das Konzil verlangte, dass die liturgischen Formen der „Fassungskraft der Gläubigen" (SC 34) entsprechen sollten, wobei Alter, Lebensweise und Grad der religiösen Entwicklung (vgl. SC 19) zu berücksichtigen seien. In der Zeit der Liturgiereform gab es in der Praxis vor allem zwei Wege:

- die Feier in kleineren, altershomogenen Gruppen (Kinder- und Jugendgottesdienste) und
- die Entwicklung neuer Gottesdienstformen, die der Situation der jeweiligen Zielgruppe entsprechen.

Die Würzburger Synode empfiehlt Wortgottesdienste als einen Weg, um zur Eucharistiefeier hinzuführen.[21] Gedacht war vor allem an den Schulgottesdienst. Im Blick auf die Eucharistiefeier verweist die Synode auf die Anpassungsmöglichkeiten des Direktoriums für Kindermessen sowie auf die Richtlinien der Bischofskonferenz für „Meßfeiern kleiner Gemeinschaften (Gruppenmessen)" vom 24.9.1970, deren Hinweise „noch mehr als bisher beachtet und als pastorale Chance genützt werden" sollten; als konkrete Beispiele werden genannt: „Wahl geeigneter Räume, ggf. auch in Wohnungen, Anordnung rings um den Tisch, entsprechende Vereinfachung der liturgischen Kleidung. Zusammenstellung der Texte, wie sie der religiösen und geistigen Fassungskraft der Teilnehmer entsprechen; Homilie in der Form eines geistlichen Gesprächs, Kommunion unter beiderlei Gestalten."[22]

Heute muss eingeräumt werden, dass diese Anregungen nicht ausreichend ausgeschöpft werden bzw. andererseits diese Vorschläge einer auch als „prä-katechumenal" zu bezeichnenden Situation schon gar nicht mehr gerecht werden. Viel zu sehr richtet sich der Fokus immer noch auf die Eucharistiefeier, so dass der Eigenwert etwa der Tagzeitenliturgie – in einer für die jeweilige Zielgruppe angepassten Form – weitgehend unentdeckt bleibt.

Zum anderen sieht auch die Synode die genannten (Sonder-)Formen bzw. -Anlässe der Messfeier als hingeordnet auf den Gemeindegottesdienst (am Sonntag), als dessen Ergänzung sie verstanden werden.[23] Vielleicht ist es an der Zeit, die Sichtweise umzudrehen und beide Formen als wirklich komplementär zu verstehen, so wie auch neue Formen von Personalgemeinden heute als komplementär zur territorialen Pfarrei verstanden werden.[24]

6.2 Eingebettet in ein Konzept der liturgischen Bildung: Jugendliturgie und Mystagogie

Das Konzil sieht einen engen Zusammenhang zwischen der Sorge um die liturgische Bildung der Gläubigen und deren tätige Teilnahme (vgl. SC 19). Daher ist nicht nur die konkrete Feierpraxis in den Blick zu nehmen. Es gilt auch angemessene Wege der liturgischen Bildung zu suchen. Anliegen und Methode kann mit dem Begriff der „Mystagogie" bezeichnet werden.[25] In deren Mittelpunkt steht das Bemühen, das im Gottesdienst unmittelbar Erlebte aus der

Perspektive des Glaubens, den biblischen Schriften bzw. der Tradition der Kirche zu deuten. Neuere Impulse diesbezüglich kommen aus der Beschäftigung mit dem ‚katechetischen Potential' des Kirchenraumes im Rahmen einer Kirchen(raum)pädagogik und aus einer mystagogisch orientierten Ministrantenpastoral, welche die verschiedenen Dienste geistlich verstehen helfen will.[26]

Desweiteren ist die gemeinsame Vorbereitung der Feier eine hervorragende Möglichkeit der liturgischen Bildung und der Realisierung von Partizipation – schon vor Beginn des Gottesdienstes. Junge Menschen gerieten dann auch nicht in die Rolle von Handlangern, wie etwa die bedauernswerten Kommunionkinder, denen kurz vor der Messfeier für sie unverständliche Fürbitttexte in die Hand gedrückt werden, die sie dann, oftmals stammelnd, vor der versammelten Gemeinde vortragen dürfen.

6.3 The Bigger Picture: Liturgie und Gemeinde-/Kirchenentwicklung

Wer für eine zielgruppenspezifische Weise des Gottesdienstfeierns plädiert, hat sich des Arguments zu erwehren, der Gottesdienst sei doch etwas, das alle Generationen von Glaubenden zusammenführen soll. Tatsächlich gelingt dies in den wenigsten Fällen und die Gründe dafür sind nicht allein in der Praxis der Liturgie begründet.[27]

Schon die Würzburger Synode verknüpfte das Bemühen um jugendgemäße Gottesdienstformen mit der Voraussetzung, dass Jugendliche auch außerhalb des Gottesdienstes ihren Platz in der Gemeinde gefunden haben. Sei dies der Fall, sollten Jugendliche an der Vorbereitung und den Diensten des Gemeindegottesdienstes beteiligt werden. Auch sollte versucht werden, „das Lebensgefühl der Jugendlichen, ihre Fragen und Hoffnungen aufzugreifen, damit auch sie sich bei der Feier des Glaubens in der Gemeinschaft der Glaubenden aufgenommen wissen"[28]. Andererseits aber gelte: „Wo die Jugendlichen im Leben der Gemeinde keinen Platz finden oder Ablehnung erfahren und wo sie sich ihrerseits nicht um ein Verständnis der Erwachsenen bemühen, wird die Gemeinsamkeit auch durch gemeinsame Gottesdienste kaum bewirkt."[29] Ja, man wird sogar konstatieren dürfen: Der gemeinsame Gottesdienst wäre in solchen Fällen unglaubwürdig.

7. Fazit

Damit wird abschließend erkennbar, woraufhin Initiativen im Bereich der Jugendliturgie zielen und worin ihre eigentliche Aufgabe liegt:

(1) Jugendliturgie ist ein Weg, der „Fassungskraft" der jeweiligen Gläubigen und dem „Grad ihrer religiösen Entwicklung" (SC 19) entsprechend, das zentrale Moment der Liturgiereform zu realisieren: *die tätige, aktive und bewusste Teilnahme am Gott-menschlichen Dialog der Liturgie.* Dazu bedarf es oft nicht viel. Weniger ist hier mehr (Elementarisierung!).[30] Und die Erwartungen junger Menschen sind auch nicht völlig überrissen: Ein wenig mehr Lebensnähe in Sprache und Musik (oder Zeitansatz![31]); ein wenig mehr Dialogizität; ein wenig mehr Mystik in Atmosphäre und Ausdruck.[32]

(2) Zugleich aber darf Liturgie nicht überfordert und funktionalisiert werden. Es handelt sich hier um ein Handeln, das instrumentelles Handeln übersteigt. Gemeinschaft kann durch Liturgie nicht erzeugt werden. Daher erscheinen Gottesdienste mit Nicht-Glaubenden, Partiell-Zugehörigen kritisch.[33] Mindestens aber muss hier von der Eucharistiefeier abgesehen und der Glaubenssituation angemessenere Formen von Liturgie und Frömmigkeit der Vorzug gegeben werden.

(3) Schließlich ist zu sagen: Die Frage nach der Jugendliturgie „zäumt das Pferd von hinten auf". (Jugend-)Liturgie ist nicht unabhängig von der Frage nach Gemein-

deentwicklung insgesamt bzw. nach Rolle und Stellenwert einer kategorialen Pastoral zu verstehen, wie etwa einer spezifischen Jugendpastoral (zu denken ist an das oftmals noch ungeklärte Verhältnis von sog. ‚Jugendkirchen' zur örtlichen Pfarrei).[34]

Anmerkungen:

1 Zu den Begriffen vgl. Höring, P.C.: Begriffliche Präzisierung: Jugendseelsorge – Jugendarbeit – Jugendpastoral, in: Kaupp, A.; Höring, P.C. (Hrsg.): Handbuch Kirchliche Jugendarbeit. Freiburg i. Brsg. 2019, 18-24.

2 Vgl. Etscheid-Stams, M., Hahnen, P. (Hrsg.): „Gottvoll und erlebnisstark". Reflexionen zum Verhältnis von Jugendpastoral und Liturgie [Schriftenreihe afj Nr. 15]. Düsseldorf 2013.

3 Vgl. bspw. Kruip, G.; Hobelsberger, H.; Gralla, A. (Hrsg.): Diakonische Jugendarbeit. Option für die Jugend und Option für die Jugendlichen. München 1999.

4 Vgl. Klöckener, M.: Die entfremdete Beziehung zwischen Jugendlichen und Liturgie, in: LJ 39 (1989) 228-252; Hahnen, P.: Königskinder? Jugend und Liturgie, in: Kropac, U.; Meier, U.; König, K. (Hrsg.): Zwischen Religion und Religiosität. Ungebundene Religionskulturen in Religionsunterricht und kirchlicher Jugendarbeit – Erkundungen und Praxis. Würzburg 2015, 159-169; Sauer, R.: Die Kunst, Gott zu feiern. Liturgie wiederentdecken und einüben. München 1996, 15-36; Van den Bossche, St.: Youth, Liturgy and Postmodernity, in: Questions Liturgiques 79 (1998), 122-151; Bärsch, J.: „Wenn's den Gottesdienst nicht gäbe…" Grundlegende Gesichtspunkte zu einer menschengerechten Liturgie mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen, in: Pastoralblatt 50 (1998), 259-269, bes. 262-265.

5 Vgl. Bärsch, J.: Jugendgottesdienst, in: LThK3, Bd. 5 (1996), 1061f.

6 Vgl. Maas-Ewerd, Th.: Die Jugend in der Liturgischen Bewegung. Versuch einer Skizze, in: Klerusblatt 76 (1996), 9-13.

7 Gelungene Formen der Inkulturation müssen freilich von Fehlentwicklungen differenziert werden. Vgl. die Beispiele bei Van den Bossche, St.: Youth, Liturgy and Postmodernity, 140-147.

8 Kongregation für den Klerus: Direktorium für Dienst und Leben der Priester 2013, Nr. 59. Vgl. ebd., 67.

9 Vgl. Daigeler, E.: Jugendliturgie. Ein Beitrag zur Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils im deutschen Sprachgebiet, Regensburg 2012, 372; 426-427; 429; 463. Auch der Gesprächsprozess der deutschen Kirche „Im Heute glauben" sieht den Schwerpunkt eher auf der liturgischen Bildung denn in der Weiterentwicklung der Liturgie. Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.): Überdiözesaner Gesprächsprozess „Im Heute glauben" 2011-2015. Abschlussbericht, o.O.u.J, 25.

10 Vgl. Schönberger, A.: Spannungsfeld: Kinder- bzw. Jugendliturgie, in: Una Voce-Korrespondenz 31 (2001), 67-86; in Ansätzen auch Hahnen, P.: Königsweg Zielgruppengottesdienst? Liturgie mit Kindern, Jugendlichen und Familien, in: Herder-Korrespondenz Spezial 1 (2013), 37-40.

11 Vgl. Apostolisches Schreiben in Form eines „Motu proprio" „Magnum Principium" von Papst Franziskus, durch das can. 838 des Kodex des Kanonischen Rechts verändert wird (2017).

12 Vgl. dessen Beiträge in: HPTh I, II/1 und II/2.

13 Vgl. Meyer, H.B.: Eucharistie. Geschichte, Theologie, Pastoral [GdK 4]. Regensburg 1989, 441-460.

14 Vgl. auch Maas-Ewerd, Th.: Die Jugend in der Liturgischen Bewegung, 12f.

15 Vgl. dazu Knop, J.: Participatio actuosa: Liturgie feiern – Kirche sein, in: Jeggle-Merz, B.; Kranemann, B. (Hrsg.): Liturgie und Konfession. Grundfragen der Liturgiewissenschaft im interkonfessionellen Gespräch, Freiburg i. Brsg. 2016, 240–254; Stuflesser, M.: Actuosa Participatio – Zwischen hektischem Aktionismus und neuer Innerlichkeit. Überlegungen zur „tätigen Teilnahme" am Gottesdienst der Kirche als Recht und Pflicht der Getauften, in: LJ 59 (2009), 147-186; Haunerland, W.: Participatio actuosa. Programmwort liturgischer Erneuerung, in: IKaZ 38 (2009), 585-595; ders.: Tätige Teilnahme aller. Liturgiereform und kirchliche Subjektwerdung, in: StZ 231 (2013), 381-392; Jeggle-Merz, B.: Tätige Teilnahme in *Sacrosanctum Concilium*. Stolperstein oder Impulsgeber für gottesdienstliches Feiern heute?, in: LJ 63 (2013), 153-166.

16 Vgl. etwa Höring, P.C.: Partizipation – Schlüssel zur liturgischen Bildung junger Menschen, in: ders.: Jugendpastoral heute. Aufgaben und Chancen. Kevelaer/Düsseldorf 2004, 171-184.

17 Vgl. Lengeling, E.J.: Liturgie – Dialog zwischen Gott und Mensch. Freiburg i. Brsg. 1981.

18 Vgl. Gerhards, A.: Koinonia (Communio) und die Gestalt einer Liturgie im Werden, in: LJ 46 (1996), 110-118, bes. 111f.

19 Vgl. https://www.religio-altenberg.de/grundlagenarbeit/praxisbezogene-forschung/ (20.04.2020).

20 Zu juveniler und postmoderner Religiosität vgl. Van den Bossche, St.: Youth, Liturgy and Modernity; Höring, P.C.: „An Weihnachten in die Kirche – aber sonntags wird ausgeschlafen". Religion im Leben von Jugendlichen und jungen Erwachsenen,

in: Hauptabteilung Schule/Hochschule des Erzbischöflichen Generalvikariates in Köln: Vielfältig nach dem Einen fragen – Identität finden in säkularer Gesellschaft. Dokumentation der 94. Pädagogischen Woche 2016, Köln o.J., 185-209.

21 Vgl. Gemeinsame Synode: Gottesdienst, Beschluß, in: Bertsch, L. u.a. (Hrsg.): Offizielle Gesamtausgabe I, 210.

22 Ebd., 207; vgl. ebd., 210f.

23 Vgl. ebd., 207.

24 Vgl. dazu Höring, P.C.: Jugendarbeit in der Gemeinde, in: Kaupp, A.; Höring, P.C. (Hrsg.): Handbuch Kirchliche Jugendarbeit, 256-269, bes. 268f.

25 Vgl. Haunerland, W.; Saberschinsky, A. (Hrsg.): Liturgie und Mystagogie. Trier 2007.

26 Vgl. Stuflesser, M.: Mystagogie in der Ministrantenpastoral, in: Haunerland, W.; Saberschinsky, A. (Hrsg.): Liturgie und Mystagogie, 184-192; praktisch: Henseler, A.; Höring, P.; Schöllmann, A.: Minikurs 3. Kevelaer/Düsseldorf 2007, bes. 131-149.

27 Vgl. auch Van den Bossche, St.: Youth, Liturgy and Postmodernity, 147-149.

28 Gemeinsame Synode: Gottesdienst, Beschluß, 212.

29 Ebd., 211.

30 Vgl. auch Klöckener, M.: Auch morgen mit Jugendlichen Liturgie feiern. Orientierungspunkte für den Gottesdienst mit jungen Menschen, in: Trierer Theologische Zeitschrift 99 (1990), 296-313, hier 297-299.

31 Vgl. Burke, D.: Church starts Sunday afternoon service so worshippers can recover from hangovers, in: Mirror Online 18.7.2019.

32 Vgl. bspw. Kögler, I.: „Etwas Stimmung würde nicht schaden" – Meinungen Jugendlicher zum Gottesdienst, in: Bibel und Liturgie 69 (1996), 162-164.

33 Hier liegt die Spitze der Kritik von Van den Bossche, St.: Youth, Liturgy and Postmodernity, 147. Denn die freiwillige Entscheidung zur Teilnahme ist – wie für das Glauben überhaupt – unverzichtbare Voraussetzung, was jedoch bei einer volkskirchlich motivierten Sakramentenpastoral problematisch wird.

34 Vgl. auch ebd., 147-149.

Dieter Leibold

Livestream oder kein Livestream?

Matrix zur Bewertung digitaler Angebote in Corona-Zeiten

März 2020: Nach und nach realisiert man, dass Covid-19 sich stärker auf unser Alltagsleben auswirken wird als vermutet. Plötzlich sind keine öffentlichen Gottesdienste mehr möglich. Die Kirchengemeinden trifft das völlig unvorbereitet. Was nun? Keiner weiß, wie lange es dauern wird und welche Einschränkungen noch kommen werden. Plötzlich entdeckt man das sonst etwas vernachlässigte und vielleicht auch belächelte digitale Netz. Livestream ist die große Idee ... Ein Kaltstart in die Digitalität mit allem, was dazu gehört. Die meisten Kirchen haben keinen Internetanschluss, keine brauchbare Technik und auch gar keine Erfahrungen mit Livestreaming. Aber sie machen sich auf den Weg!

Und schon ging sie los, die große Diskussion. Verwackelte Handy-Videos. Peinliche Predigten. Unmotivierte Kirchenmusik. O Gott, was passiert da? Man muss sich ja schämen. Das, was sonst wie selbstverständlich hinter verschlossenen Kirchentüren passierte, wurde jetzt mit viel Selbstbewusstsein öffentlich übertragen.

August 2020: Wir können nach den ersten emotionalen Diskussionen etwas nüchterner an die Thematik herangehen. Mittlerweile sind viele Kritiker verstummt. Auch eine Online-Gemeinde kann ein pastoraler Raum sein kann. Klar muss sein, dass es nicht um ein "entweder/oder" geht - Live oder Livestream. Ideologische Diskussionen bringen uns wie in vielen anderen Fragen hier nicht weiter.

Die letzten Monate waren ein Schub für die Benutzung digitaler Medien in katholischen Kirchengemeinden. Die digitalen Medien sind eine Chance, Menschen mit der frohen Botschaft in Kontakt zu bringen, die sonst um Kirche und alles, was dazu gehört, einen großen Bogen machen.

Anfangs waren die gestreamten Gottesdienste in erster Linie Ersatz für die ausgefallenen öffentlichen Gottesdienste. Oft kam der Wunsch nach online übertragenen Gottesdiensten von Gemeindemitgliedern, denen der Kontakt zu „ihrer" Kirchengemeinde wichtig ist. Natürlich wäre es möglich gewesen, einen professionell vorbereiteten Gottesdienst im Fernsehen mitzufeiern. Gerade in Krisensituation kommt es aber auf Vertrautheit an. So stand dann der vielleicht etwas holprig daherkommende Livestream vor der Professionalität einer Gottesdienstübertragung im Fernsehen.

Jetzt muss aus den gemachten Fehlern gelernt und geeignete Formate müssen entwickelt werden.

Konzept – Was ist für den Livestream einer Kirchengemeinde wichtig?

Livestream braucht Dialog

Gestreamte Gottesdienste, die so gemacht sind wie die „live" gefeierten, sind langweilig - vor allem für Menschen, die mit den sozialen Netzwerken vertraut sind. Dort geht es um Dialog. In den sozialen Netzen wird kommentiert, diskutiert und gelikt. Auch Liturgie ist Dialog (auch wenn das in manchen live gefeierten Gottesdiensten nicht immer spürbar ist). Die participatio actuosa ist ein Grundprinzip der Liturgie. Nicht der Priester „liest" alleine die Hl. Messe, sondern die Messliturgie ist angewiesen auf die Mitfeiernden. Sie sind in der Liturgie nicht nur „Zuschauer" oder „Zuhörer" wie in einem Konzert. Ohne die tätige Teilnahme ist ein Gottesdienst kein Gottesdienst im Verständnis der katholischen Kirche.

Das sollte auch in einem online-Gottesdienst spürbar sein und die liturgischen Dienste sollten sichtbar sein. Der Lektor, der die Lesung vorträgt. Der Kantor, der den Antwortgesang singt und wenn möglich auch Ministranten.

Was bedeutet das für den Mitfeiernden zuhause?

Mitsingen und Mitbeten kann man ohne Probleme auch zuhause, wenn die Texte im Livestream eingeblendet sind. Auch die Mitfeiernden zuhause sollten nicht bloß Zuschauer sein, sondern sollten eingebunden sein. In vielen gestreamten Gottesdiensten kann man online Fürbitten schreiben. Eine weitere Möglichkeit ist die Chat-Funktion des Streams und ein Predigtgespräch nach dem Gottesdienst. Vielleicht kann man sich beim Kirchenmusiker/bei der Kirchenmusikerin etwas Musikalisches wünschen. Eine Improvisation zu einem bestimmten Lied zum Beispiel.

Livestream muss die liturgische Vielfalt und die des kirchlichen Lebens abbilden

In den ersten Wochen gab es eine Fülle von übertragenen Eucharistiefeiern. Andere Gottesdienste, wie Kleinkindergottesdienste, Andachten usw. fielen aus. Plötzlich konzentrierte sich alles auf den Priester, der die Messe feiert. Andere Mitglieder der Pastoralteams waren nicht sichtbar.

Livestreams von Kirchengemeinden sollten die liturgische Vielfalt darstellen. In manchen Kirchengemeinden gab es deswegen auch Übertragungen der Tagzeitenliturgie, Andachten, Taizégebete usw. Über die liturgischen Feiern hinaus darf es gerne auch andere Formate geben: Musikübertragungen oder Orgelführungen online. Der Kreativität sind dabei keine Grenzen

gesetzt. Wichtig ist, Kirche und Kirchengemeinde aus der Monotonie eines „leblosen" Livestreams herauszuholen und Kirchengemeinde so zu zeigen, wie sie auch sein kann: bunt und vielfältig und von vielen verschiedenen Menschen mit Ihren Charismen getragen.

Technik - „Livestream ist besser als kein Livestream"?

Das ist schnell gesagt - stimmt aber nicht immer. Wer etwas ins digitale Netz setzt, erreicht das damit verbundene Ziel nur, wenn auch die Qualität stimmt. Die verwackelten Handy-Videos der ersten Übertragungen wurden deswegen auch zurecht kritisiert. Kirchengemeinden haben dann aber nach und nach die Technik aufgerüstet und auch Fachleute hinzugezogen.

Um aus der Kirche etwas online zu übertragen, ist eine gute Internetverbindung unerlässlich. Entscheidend ist dabei nicht die Download-Geschwindigkeit, sondern die Upload-Geschwindigkeit. Da lohnt es sich, die Angebote der Internetanbieter genauer zu lesen.

Überlegen sollte man, ob die Übertragung so gut ist, dass man sie auch auf Plattformen wie you-tube übertragen kann. Sind die Gottesdienste so gestaltet, dass sie eher für die „Kerngemeinde" gemacht sind, ist die Übertragung auf der gemeindeeigenen Internetseite besser als die große Öffentlichkeit.

Qualifizierung - das richtige Know-how für die Online-Aktivitäten

„Wir machen das einfach mal" - so geht wahrscheinlich einiges daneben. Wenn die Netz-Gemeinde ein „pastoraler Raum" ist, muss das, was für diese Gruppe angeboten wird, auch sorgfältig überlegt und vorbereitet sein. Man kann einen „normalen" Gottesdienst nicht einfach eins-zu-eins ins Netz verlegen.

Das betrifft u.a. die Sprache. An den typischen Pastoral-Slang haben wir uns in den Kirchengemeinden schon gewöhnt. Außerhalb der geschützten Kirchenmauern wird die Sprache aber oft nicht verstanden, bzw. bestimmte Formulierungen kommen „eigenartig" an. Die Länge einer Predigt und die Art des Vortrages wird auch darüber entscheiden, ob die Zahl der Anwesenden nach der Predigt noch dieselbe ist. Das gilt auch für die Musik. Nicht jede Musik ist dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu erhalten. Was in Kirchen vielleicht nicht so einfach ist, geht online mit einem Klick - man kann abschalten.

Auch wenn die ins Netz übertragenen Gottesdienste nicht unbedingt versuchen müssen, an die Qualität einer professionellen Fernsehübertragung heran zu kommen, braucht es aber eine Portion Kreativität. Es muss eine Dramaturgie entstehen - ein Zusammenspiel zwischen Wort und Bild. Durch den geschickten Einsatz einer zweiten oder dritten Kamera kann man für etwas Lebendigkeit sorgen.

An alle, die für Fortbildungsangebote verantwortlich sind, besteht der Wunsch in den kommenden Monaten, geeignete Formate für Fort- und Weiterbildung zu entwickeln.

So kann das, was im März noch etwas improvisiert begonnen hat, auch nach der „Corona"-Zeit mit Qualität, Kreativität und Konzept weitergeführt werden.

Qualitätskriterien

Wie kann man sein eigenes digitales Angebot einordnen?

Im Arbeitsfeld 3 (Kommunikation, Dialog und Öffentlichkeit) der Aktuellen Etappe des Pastoralen Zukunftswegs im Erzbistum Köln wurde eine Matrix entwickelt, mit der es möglich ist, digitale Angebote anhand

bestimmter Kriterien zu bewerten. Grundlegende Fragen betreffen u.a. die Zielsetzungen des Pastoralen Zukunftsweges. Es wird danach gefragt, ob ein Angebot eine biblische Grundorientierung hat oder eine missionarische Ausrichtung. Auch die Teilhabe aller Getauften ist ein Kriterium. Gibt es eine geteilte Verantwortung für das Projekt? Ist die Leitung als „Ermöglicher" erkennbar? Werden andere Menschen in Entscheidungen eingebunden? Ist Veränderungsbereitschaft zu erkennen und gibt es eine Fehlerkultur? Das ist eine Auswahl der Kriterien. Ein Angebot ist dann gelungen, wenn möglichst viele der Kriterien erfüllt werden. Die ganze Matrix findet man unter dem Link https://bit.ly/343cxeH als Download.

Die Matrix ist eine Hilfe, ein geeignetes Konzept für digitale Angebote zu entwickeln und kann gerne genutzt werden.

Elmar Nass

Christliche Soziallehre im Geist der Liebe

1. Liebe als Hauptweg kirchlicher Soziallehre

Die Soziallehre der Kirche ist der katholische Orientierungskompass für alle sozialen Wertefragen. Im Mittelpunkt steht dabei die Botschaft der Liebe. Gott selbst ist aus christlicher Sicht die Liebe. Und deshalb ist diese Referenz auch das Maß des Guten in der Welt. Regeln, Gedanken, Verhaltensweisen, Tugenden, Theorien, Argumente, Gefühle sind dann gut, wenn sie von diesem Geist erfüllt sind und wenn sie diesen Geist in der Welt verbreiten. Liebe ist hier weit mehr als ein menschliches Gefühl. Sie ist göttlicher Geist in der Welt. Damit ist sie zugleich ein Kompass der Wahrheit, die Gott selber ist. Ziel christlicher Ethik ist es also, den Geist Gottes in die Welt zu bringen, und damit den Geist der Liebe.[1]

Die Liebe ist der Hauptweg der Soziallehre der Kirche und die „Caritas in veritate" das Prinzip, um das die Soziallehre der Kirche kreist.[2] Ein solcher Orientierungskompass für das Gute ist nicht auf eine bloße Binnenperspektive zu reduzieren, ohne Kontakt in die nicht-christliche Welt. Im Gegenteil: Christliche Sozialethik kann nicht ohne den Auftrag Jesu verstanden werden, diese Botschaft vom Guten (und damit der Liebe) möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen. Dabei geht es einerseits um die Vermittlung gut begründeter christlicher Werte, andererseits um deren Anwendung zur Lösung konkreter gesellschaftsrelevanter Fragen. Mit dieser Transparenz und Relevanz bietet christliche Sozialethik

eine Orientierung an, mit der sie Menschen gewinnen will. Heiligung ist als ein Auftrag Jesu an Christ(innen) zu verstehen, weil das Gute konkret wird in der Nachfolge Jesu und damit im Geist der Liebe. Eine solche Mission zeigt sich in guten Gründen und guten Menschen, die im Bekenntnis zum dreifaltigen Gott die Vernunft und die Seele des Menschen für die christliche Idee von Mensch und Gesellschaft ansprechen. Beides soll hier in den Blick kommen. Dabei geht es im Verstehen dieser Mission der Liebe nicht zuerst um eine Theorie, sondern um den Menschen, in dessen Dienst und Verantwortung die Heiligung steht. Hierzu werden der Auftrag und die Akteure solcher Mission vorgestellt, anschließend wesentliche Inhalte des Liebesprinzips und dessen sozialethische Konsequenzen für Menschenbild, Werte und Prinzipien.

2. Sendung und Gesandte der Liebe

Heiligung der Welt ist aus christlicher Sicht identisch mit einer Verbreitung des Geistes der Liebe. Der Ursprung des Auftrags ist die Sendung der Christ(innen) durch Jesus Christus und die Sendung des Heiligen Geistes.[3] Christ(innen) sind nicht allein von der Welt. Ihr Ursprung und ihr Ziel sind von Gott gegeben. Sie sind zugleich in der Welt. Sie sollen mit gelebter Liebe Sauerteig, Licht und Salz der Erde sein. Notwendig ist dazu ein Dialog mit den irdischen Wirklichkeiten (Politik, Wirtschaft, Natur- und Gesellschaftswissenschaften u.a.). Ziel christlicher Sozialethik ist es, den Menschen Wege zu einem vor Gott sinnvollen Leben in dieser Welt zu bahnen und sie zu befähigen, diese Wege auch zu gehen.[4] Ursprung und Ziel, Systematik und Praxis sind untrennbar verbunden. Christliche Sozialethik fragt dazu nach der Vereinbarkeit menschlichen Verhaltens und sozialer Regeln mit den Tugenden der Gottes-, Eigen- und Nächstenliebe. Aus dem christlichen Bild vom Menschen folgt dabei nicht allein das Maß einer legitimen Ordnung, sondern immer auch der gangbare Weg zu einem guten Leben vor Gott unter Einsatz des Gewissens und im Geist der Liebe.[5]

Gott allein ist die Quelle aller Heiligkeit. Die Menschen sollen den Willen Gottes schon in diesem Leben umfassend erfüllen. Dies ist ein moralischer Auftrag. Die Getauften haben Anteil am Heiligen, indem sie zur Heiligkeit berufen und durch den Heiligen Geist dazu befähigt sind, diesem Ruf Gottes auch zu folgen.[6] Der Auftrag zur Heiligkeit wird erfüllt in der Nachfolge Jesu, und damit in der gelebten Liebe. Es gibt keine einfache Schablone zur Konkretisierung der Heiligkeit. Nachfolge Jesu ist die erwartete Antwort des gerufenen Menschen auf den Ruf Gottes. Die Berufung ist nicht immer gleich, wie auch nicht alle Menschen und ihre Talente gleich sind. Die Diversität von Charismen und Formen der gelebten Liebe etwa bei kanonisierten Heiligen ist nur ein einfacher Beleg für diese Vielseitigkeit im Verständnis von konkret gelebter Heiligkeit. Selbst wenn nur wenige getaufte Personen selbst Heilige sind, haben alle Christen den nicht delegierbaren Auftrag zur Heiligung der Welt. Die Vielfalt der daran beteiligten Berufungen ist dabei sichtbarer Ausdruck der Vielseitigkeit Gottes in seiner Heiligkeit.

Die Berufung zur Heiligkeit orientiert sich an dem Auftrag Gottes, jedem Menschen in möglichst allen Lebensbereichen (individualethisch in persönlichen Lebensorientierungen wie Werten und Prinzipien, im Denken, im gelebten Ethos, in der Begegnung mit Gott, sozialethisch in der darauf bezogenen Gestaltung von Regeln sowie in konkreten Begegnungen mit anderen und Schöpfung) Wege zur Nachfolge Jesu und damit zur gelebten Liebe zu eröffnen. Es sind auch die nicht-getauften Menschen mit einzubeziehen, auch wenn ihnen aus katholischer Sicht der sakramentale Anteil an der Heiligkeit fehlt. Denn Gott steht es frei, auch diese zur Heiligkeit zu berufen. Selbst säkulare Verantwortungsträger können entsprechend handeln, wenn sie in der Gesellschaft oder in Unternehmen solche Freiräume ermöglichen.[7] In diesem Sinne Verantwortliche dürfen und sollen auf ihre Vernunft

vertrauen, soweit diese dem Gewissen folgt, welches sich in sympathischer Offenheit für Gottes Wort vor Verirrung hütet. Mit diesem Ohr für eine dem Menschen vorausliegende „schöpferische Vernunft" lebt, entscheidet und orientiert sich der Verantwortliche anders als ohne sie. Im christlichen Verständnis ist damit die Liebe als *ratio Christi* gemeint. Für die Nicht-Christen wollte Papst Benedikt mit diesem Hinweis in seiner Rede am 22.9.2011 vor dem deutschen Bundestag zumindest einen Denkanstoß geben, in wichtigen Entscheidungen nicht nur auf sich selbst oder auf Berater zu vertrauen, sondern in Erwägung zu ziehen, dass es vielleicht doch eine objektive Instanz des Guten geben kann (sei sie nun als Gott, als Vernunft, als Idee o.a. gedacht). Der damalige Papst nahm alle Regelgestalter (in Politik, Wirtschaft o.a.) unmittelbar in die Verantwortung und verglich sie mit dem biblischen König Salomo. Er warb für eine Offenheit gegenüber der Transzendenz und die Suche danach in der Welt. So können auch säkulare Gestalter an der Heiligung der Welt mitwirken.

Einen verlässlichen sozialethischen Kompass für solche Verantwortung bieten etwa christlich gut begründete soziale Werte. Obwohl sich Werte wie Freiheit, Gleichheit, Humanität, Menschenwürde u.a. großer Zustimmung auch in säkularer Welt erfreuen, seien diese bei vielen Verantwortliche heute nicht hinreichend begründet und mit Inhalt gefüllt, so Benedikt. Für eine notwendige, praktisch wirksame Materialisierung sprach der frühere Papst die Einladung aus, mit der Offenheit für die Transzendenz eine ethisch gute und sozial wirksame Regelgestaltung im Geist der Liebe anzugehen. Dieses Angebot richtet sich an eine Grundhaltung der Menschen. Jedem Einzelnen obliege eine entsprechende persönliche Gewissensprüfung, die sich über das politische Entscheiden hinaus als Ethos der Verantwortung gegenüber einer objektiv gedachten Wahrheit des Menschen bewähren könnte. Dass damit gegenüber den menschlichen wie politischen Verführungen einer primären Orientierung an Zielen wie „Macht-Reichtum-langes Leben-Vernichtung der Feinde" auch eine Haltung der Demut oder zumindest Bescheidenheit einhergehen sollte, unterstreicht das angeführte salomonische Zitat, in dem der König von sich selbst als „Knecht" spricht. Mithilfe von Demut und hörend gewissenhafter Vernunft sollen die Entscheider(innen) das Zusammenleben und die dafür notwendigen staatlichen Regeln im Licht des transzendenten Gesetzes bewerten und gestalten.

3. Erkenntnis durch Liebe

Zur Heiligung der Welt haben die daran beteiligten Akteure mit christlichem Menschen- und Gesellschaftsbild einen sozial wirksamen Wertekompass zur Hand. Danach hat der Mensch, so ist es etwa im biblischen Buch Genesis zu lesen, als Geschöpf und Ebenbild Gottes eine unbedingte Würde, die er dem Schöpfer verdankt. Sie wird durch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus bekräftigt. Diese in der Liebe Gottes begründete Würde ist nicht relativierbar. Sie ist objektiv, zeitlos und universal gültig. Solche Begründung versteht sich aus Sicht katholischer Soziallehre als Dienst an der Wahrheit, die befreit. Offen für die Wahrheit, gleichgültig aus welcher Wissensrichtung sie kommt, nimmt die Soziallehre der Kirche sie auf, setzt die Bruchstücke, in der sie sie häufig vorfindet, zu einer Einheit zusammen und vermittelt sie in die immer neue Lebenspraxis der Gesellschaft.[8] Die unbedingte Würde als objektiv Gutes wird also konkret in der Heiligung der Welt. Als moralische Person hat der Mensch von Gott den sozialen Auftrag, die Gesellschaft so zu gestalten, dass diese unbedingte Würde auch geachtet wird und zur Geltung kommt. Dieser Kompass findet Anwendung in der Bewertung von Verantwortung, Rechten und Pflichten. Liebe und soziale Verantwortung sind untrennbar verbunden, weil sie die gleiche Quelle haben. Menschliche Erkenntnis über den Inhalt dieses Auftrags besteht darin, die von Gott vorgegebene Bestimmung als absolute Menschenwür-

de zu entdecken. Für diese Erkenntnis des Kompasses – hier des christlichen Bildes von Mensch und Gesellschaft – sind die Akteure aus katholischer Sicht nicht allein auf die Bibel angewiesen. Denn Vernunft und Gewissen gelten als wahrheitsfähig.[9] Gültige Rechte und Pflichten können auch mithilfe der Vernunft erkannt werden. Der tätige Verstand kann durch seine Teilhabe am göttlichen Geist mithilfe der Abstraktion (als Wesensschau) die göttlich gegebene Bestimmung erkennen. Er bedient sich dazu des ihm innewohnenden Wegweisers der »rechten Vernunft«.[10] Gemeint ist damit diejenige Vernunft, die dem Gewissen folgend das erkennt, was der absoluten Menschenwürde entspricht. In dieser Wesensschau ist es zwar möglich, die menschliche Bestimmung erkenntnismäßig zu berühren, nicht aber kann sie diese als Ganze erfassen. Denn auch die rechte Vernunft hat nur Teil an der göttlichen Vernunft, sie ist nicht mit ihr identisch. So also sind die als wahr geltenden Erkenntnisse über die menschliche Würde und das Personsein (und andere soziale Werte) nicht identisch mit der göttlichen Wahrheit, aber auch nicht ganz von ihr verschieden. Deshalb heißen sie analog. Es bleiben aber Fragen an diese Vernunfterkenntnis:

- Wie kann die Vernunft überhaupt auf Gott hin ausgerichtet werden?
- Da selbst die rechte Vernunft menschlich bleibt, wie kann sie dann etwas Absolutes auch nur analog erkennen?

Die Antwort darauf ist: Der in der Welt präsente Heilige Geist befähigt den Menschen, als *Caritas in veritate* die liebende Vernunft auf Gott und seine ewige Ordnung auszurichten, sie analog zu erkennen und damit zeitlos gültige Aussagen über das Wesen des Menschen, seine Würde, seine wesenhaften Rechte und Pflichten zu machen. Die Erkenntnis des Guten kann nicht auf die Vernunft alleine vertrauen. Die Grundhaltung der Liebe erst eröffnet den Blick auf die Wahrheit Gottes.[11] Die Liebe ist also Vehikel für die Erkenntnis des Guten, indem sie die Vernunft auf Gott hin ausrichtet: Es geht darum, die Vernunft fähig zu machen, jene eindrucksvollen Dynamiken zu erkennen und auszurichten, indem man sie im Sinn jener ‚Kultur der Liebe' beseelt, deren Samen Gott in jedes Volk und in jede Kultur gelegt hat.[12] Erkenntnis des Guten gelingt mit einer Grundhaltung von Vernunft in Liebe. Ein Habitus der Liebe befreit die Vernunft auf die dem Menschen von Gott zuerst geschenkte Liebe hin. Er macht frei von Habgiersucht und macht bereit zu teilen (Armut vor Gott). Liebe befreit von Hybris und macht den Menschen zugänglich für die das Irdische übersteigende Wahrheit (Gehorsam vor Gott). Sie befreit von einer Sucht, unkontrolliert körperlichen Trieben nachzugeben, und schenkt Kreativität und Selbstwert (Leidenschaft vor und für Gott).[13] Die Menschen sollen sich als von Gottes Liebe Beschenkte und deshalb als zur Liebe Berufene verstehen. Diese Suche nach dem Guten ist nie ganz abgeschlossen. Denn sie erfordert eine bleibend vernunftgemäße Exegese mit stets kritischer Prüfung dieser vermeintlich erkennenden Vernunft.

4. Das Wesen dreifacher Liebe

Am Anfang christlicher Ethik steht neben der Gottesfrage immer auch die Frage: Was ist aus christlicher Sicht der Mensch? Gott schenkt jedem Menschen Würde und Freiheit. Er stiftet Gemeinschaft mit den Menschen in seinem Bund. Er vertraut den Menschen die Schöpfung an. Er schenkt ihnen als Liebe Gnade und Vergebung am Kreuz und durch die Auferstehung die Gewissheit auf das neue Leben. Die Entfaltung der personalen Wesenseigenschaften ist die liebende menschliche Antwort auf Gottes Liebesgeschenk des Personseins. Die Erlösung des Menschen ist nicht zuerst das Ergebnis eigener Leistungen, sondern sie wird dem Menschen letztlich von Gott zuteil. Damit behält auch die in ihrer Schwachheit gebrochene menschliche Existenz (das Fragmentarische) die gleiche volle Würde. Unbedingte Menschenwürde hat also der Heilige

ebenso wie der Sünder, der gläubige Christ ebenso wie der Atheist o.a. Aus christlicher Sicht hat der Mensch gegenüber Gott und sich selbst den nicht delegierbaren Auftrag zur Entfaltung seiner individuellen und sozialen Personalität und zur Wertschätzung jedes menschlichen Lebens, gerade auch des schwachen. Dazu ist die Verantwortung gegenüber den Mitmenschen ein Auftrag der Nächstenliebe, die sich etwa auch in einem affektiven Geist des sozialen Miteinanders realisiert. Als moralische Existenz trägt der Mensch dem dreifachen biblischen Liebesgebot (Lk 10, 27) entsprechend eine dreifache Verantwortung:

- gegenüber Gott: Sie äußert sich darin, das Leben im Lichte des Schöpfergottes zu verstehen, dankbar zu sein für das, was Er dem Menschen schenkt, und als moralisches Wesen in diesem Licht Freiheit zu entfalten;
- gegenüber sich selbst: Sie äußert sich darin, sich in der Gottesebenbildlichkeit als Person mit unbedingter Würde anzunehmen und dabei gerade auch in der Erfahrung des eigenen Schwachseins die ungeteilte Würde zu erkennen;
- gegenüber dem Nächsten: Sie äußert sich in Taten der konkreten Nächstenliebe einerseits und im Einsatz für das Zusammenleben aus einem affektiven Geist sozialer Liebe andererseits.

In dieser Verantwortlichkeit ruft christliche Ethik zur Entfaltung individueller Tugend in allen Lebensbereichen ebenso auf wie zur gesellschaftlichen Mitwirkung daran, solche Regeln und Rahmenbedingungen zu schaffen und solche Beziehungen zu leben, so dass die Entfaltung der Berufung möglichst aller möglich oder zumindest nicht behindert ist.

Soziale Verantwortung besteht in der moralischen Pflicht der Nächstenliebe. Diese kann als eine starke Pflicht ausgelegt werden.[14] Nach der sogenannten samaritanischen Wende (Lk 10, 30-37) liege nunmehr die Begründungslast stets bei dem, der einem anderen in einer Notlage (Krankheit, Geldnot, Flucht o.a.) nicht hilft. Der für das Zusammenleben gebotene christliche Geist sozialer Liebe zeige sich dementsprechend in der Normalität des Helfens. Die alternative christliche Auslegung der Nächstenliebe begründet im Sinne von Eberhard Schockenhoff eine schwache Pflicht. Niemand dürfe zu etwas verpflichtet werden, was er mit guten Gründen nicht zu leisten vermag. Diesem Prinzip folgend obliege es der personalen Selbstbestimmung des Menschen in seiner Verantwortung vor Gott, das Gebot der Nächstenliebe im Sinne der Goldenen Regel (Mt 7,12) zu konkretisieren. Es kann danach auch gute ethische und christlich vertretbare Gründe geben, in einer konkreten Notsituation einem anderen nicht zu helfen, weil es die eigenen Kräfte übersteigt.[15] Für die Kultur des Zusammenlebens bedeutet dies keinen Freischein zum Egoismus, sondern die Stärkung einer Kultur der Eigenverantwortung. Im Bewusstsein, als Geschöpfe Gottes eine Menschheitsfamilie zu sein, obliegt dann dem moralischen Entscheiden die selbstbestimmte Ausgestaltung eines Lebens, wie es dem Auftrag Gottes entspricht.[16] Ich schließe mich der Argumentation von Eberhard Schockenhoff an, wohl wissend, dass es gute christliche Gründe für die entsprechende Gegenposition gibt.

5. Prinzipien und sozialer Geist der Liebe

Der christliche Würdebegriff ist im Kontext des Heiligungsauftrags flankiert von den Sozialprinzipien Gemeinwohl, Personalität, Solidarität und Subsidiarität. Sie sind sozialethischer Ausdruck der Liebe zur Gestaltung der sozialen Ordnung. Sie verbriefen einklagbare Rechte und Pflichten. Der Mensch entfaltet seine Bestimmung als Person, wenn er seiner natürlichen Bestimmung als Mensch entsprechend leben kann. Jede(r) soll subsidiär den Beitrag leisten, den er und sie leisten können. Im Sinne des „Einer für alle, alle für einen" besteht zugleich die unbedingte, juristisch zu garan-

tierende Pflicht, durch eine Ordnung jeden Menschen zu befähigen, eigenverantwortlich seine Personalität nach besten Kräften zu entfalten. Das gilt selbstverständlich für ungeborene, behinderte oder altersdemente Menschen. Jeder Mensch hat damit das in seiner Bestimmung zum Personsein begründete Recht und die Pflicht auf die Entfaltung von Sozialverantwortung. Solidarität bedeutet dabei die juristisch verbriefte Pflicht, dem Schwachen zu helfen, der sich nicht selbst helfen kann. Damit sind gut begründete Eingriffe (etwa Steuern zur Finanzierung solidarischer Sozialtransfers) in das Privateigentum möglich. Wenn der Mensch neben seiner Gottesliebe seine individuelle Freiheit (Kreativität und Phantasie, Fleiß und Ehrgeiz) und seine Sozialnatur (Freundschaft, Partnerschaft, Familie), Eigen- und Sozialverantwortung entfalten kann, lebt er seiner Bestimmung entsprechend. Ist dieses humane Ziel erreicht, entfaltet der Mensch sein Personsein. Die Materialisierung der Menschenrechte realisiert die objektiv verstandene Personalität durch Abwehrrechte wie Lebensschutz, Religionsfreiheit, Pressefreiheit (negative Freiheit) sowie durch soziale Befähigungsrechte wie die auf Gesundheit, Kleidung, Bildung (positive Freiheit). Die Solidarität begründet dabei etwa in einem Sozialstaat ein Rechtsverhältnis *in solidum*, mit dem jedes Mitglied für eine Gruppe von Schuldnern oder die gesamte Gruppe für jedes ihrer Mitglieder haftet.[17] Das christliche Menschenbild begründet solche sozialen Rechte und Pflichten darin, dass die unbedingte Würde des Menschen mit dem Auftrag zur leistbaren Eigenverantwortung (Subsidiarität) und zur Sozialverantwortung als Hilfe zur Selbsthilfe verbunden ist. Wo der Mensch daran gehindert ist, entsprechend seiner physischen, psychischen und geistigen Möglichkeiten seine Bestimmung zu entfalten, liegt ein Verstoß vor gegen das Prinzip der zentralen Stellung der menschlichen Person.[18]

Die Katholische Soziallehre fordert für die Umsetzung ihrer personalen Idee vom Menschen die soziale Gerechtigkeit und die soziale Liebe.[19] Soziale Liebe ersetzt als Habitus ein „Geben um zu haben" wie auch ein „Geben aus Pflicht".[20] Die Einsicht in die gemeinsame personale Bestimmung bildet einen die Menschen verbindenden Geist der Liebe und ebnet den Weg für eine auch emotionale Einheit des Menschengeschlechts:[21] Wenn das Handeln der Menschen auf Erden von der Liebe inspiriert und unterstützt wird, trägt es zum Aufbau einer universalen Stadt Gottes bei, auf die sich die Geschichte der Menschheitsfamilie zubewegt.[22] Die soziale Liebe ist der Personalisierung aller Menschen verpflichtet und überwindet soziale Anonymität durch ein emotionales Miteinander. Sie fordert in der antwortenden Liebe ein integrierendes bzw. inklusives Ethos und grenzt sich zugleich von einer exklusiven kollektivistischen Gemeinschaftstugend ab.

6. Nicht-Relativierbarkeit

Eine herausfordenrde Konkretisierung des Liebesgebotes Jesu ist die Feindesliebe. Es wird von christlichen Pazifisten aufgegriffen. Sie fordern etwa, nach dem Vorbild von Mahatma Ghandi die Spirale der Gewalt auf der Welt durch eine „Entfeindungsliebe" zu durchbrechen.[23] Zur Nächsten- als Feindesliebe gibt es keine Relativierung, denn die Liebe ist christlich gesehen ein gesinnungsethischer Anker. Deshalb ist etwa auch der Krieg gegen Feinde eine in sich schlechte Handlung. Ziel des Gebotes der Feindesliebe ist es, den Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt zu durchbrechen. Die Anwendung von Gewalt gegen Feinde widerspricht diesem Ziel. Andererseits ist in einer Notwehrsituation akuter Bedrohung das Ziel der Entfeindung durch Gewaltverzicht nicht zu erzielen. Jesus nennt als Beispiel (Mt 5,39) für den Verzicht auf Vergeltung das Schlagen auf die Wange, nicht aber die Bedrohung des eigenen Lebens. Im ersten Fall kann das Ziel der Entfeindung erreicht werden, im zweiten Fall (wenn der Agressor mich tötet) nicht. Das ist ein wesentlicher qualitativer Unterschied. Die Liebe zum Feind zielt auf die „Entfeindung"

des/der Anderen. In der akuten Bedrohungslage, die ein augenblickliches Handeln erfordert, besteht aber keine Chance, dass die Feindesliebe ihr Ziel erreicht. Sofern vom Liebesgebot her keine Pflicht zum Notwehrverzicht besteht (auch nicht in der radikalen Form, die Jesus ihm durch die Einbeziehung des anderen gibt), bleibt die Selbstverteidigung des Angreifenden eine mögliche Reaktion, die in moralischer Hinsicht nicht unerlaubt ist.[24] So legitimierte Gewalt kann immer nur eine Reaktion sein, zu der es keine Alternative gibt. Wenn in einer solchen tragischen Situation keine andere Wahl bleibt als der Verstoß gegen das Grundprinzip der Liebe, dann ist, ob man will oder nicht, das kleinere Übel zu wählen. Feindesliebe bedeutet also nicht unbedingt radikalen Pazifismus. Damit wird das Liebesgebot nicht relativiert. Aber in der konkreten Situation können verschiedene Liebesgebote miteinander konkurrieren. Dann braucht es eine Abwägung, die in der Bibel nicht einfach vorgegeben ist. Eine solche Abwägung muss wiederum erfolgen mit Vernunft in Liebe.

7. Ausblick

Wie wird nun ein Geist der Liebe durch Christ(innen) wirksam in der Welt? Aus sozialethischer Sicht ist nach einer angemessenen Gestaltung von Frieden, Kultur, Heimat, Wirtschaft, Politik, Recht und Schöpfung zu fragen. Kontexte, für die diese Fragen Relevanz haben, sind Orte der praktischen Bewährung. Heiligung in diesem Sinne wird verstanden als Auftrag aller Getauften, Sauerteig für die Welt zu sein. Auch Nicht-Christen können daran mitwirken. Christ(innen) sind angesprochen, aktuelle soziale Umstände auf der Grundlage ihres Glaubens und mithilfe ihres normativen Instrumentariums zu hinterfragen. Begründet in der Gottesebenbildlichkeit des Menschen, im Bund Gottes mit den Menschen und in der Menschwerdung Gottes verstehen sie sich als verantwortliche Partner/innen Gottes in dieser Welt.[25]

Anmerkungen:

1 Vgl. die Enzyklika *Amoris Laetitia* (AL, 11) von Papst Franziskus. Danach ist die Liebe der Heilige Geist. Enzykliken werden im Folgenden mit den gängigen Kürzeln unter Angabe des Abschnitts angegeben.
2 Vgl. die Enzyklika *Caritas in Veritate* (CiV) 2, 6.
3 Zu vertieften dogmatischen Fragen hierzu in den drei großen Konfessionen vgl. G. L. Müller, Gemeinschaft und Verehrung der Heiligen. Geschichtlichsystematische Grundlegung der Hagiologie. Freiburg i.Br. 1986.
4 Vgl. etwa CA 54.
5 Vgl. programmatisch die Enzyklika *Deus Caritas Est* (DCE),
6 Vgl. K. Koch, Die Mission des Taufpriestertums. Taufverpflichtung zu einem christlichen Leben in der Welt, in: P. Hofmann, K. M. Becker, & J. Eberle (Hrsg.), Taufberufung und Weltverantwortung. 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil. Paderborn 2013, 19-35 (hier: 31).
7 Vgl. Benedikt XVI., Rede im Deutschen Bundestag vom 22.9.2011, http://www.papst-in-deutschland.de/presse/reden/ (11.5.2020).
8 Vgl. CiV 9.
9 Vgl. Gen 3,22.
10 Vgl. Thomas von Aquin, Deutsche Thomas-Ausgabe. Hg. von der Albertus-Magnus-Akademie Walberberg, Heidelberg, Graz (1933-1962), http://www.corpusthomisticum.org/ (24.5.2020): STh I-II, q. 91,2.
11 Vgl. CiV 2, 6.
12 Vgl. CiV 33.
13 Vgl. CiV 1 sowie die Ausführungen zur Liebe als *Agape* und *Eros* in der Enzyklika DCE.
14 M. Lintner, Organ-Spende oder Organ-Handel? „Gabentheologische" Anmerkungen. In: Zeitschrift für medizinische Ethik 53 (2007), 66-78 (hier: 73).
15 Vgl. E. Schockenhoff, Ethik des Lebens. Grundlagen und neue Herausforderungen, 2. Auflage. Freiburg i.Br. 2013, 403-439.
16 Vgl. CiV 7.
17 Vgl. O. von Nell-Breuning, Gerechtigkeit und Freiheit. Grundzüge katholischer Soziallehre, 2. Auflage. Wien 1985, 116.
18 Vgl. CiV 47.
19 Vgl. die Enzyklika *Quadragesimo anno* (QA) 88.
20 Vgl. CiV 39.
21 Vgl. CiV 34.
22 Vgl. CiV 7.
23 Vgl. M. Vogt, M. & R. Husmann, Proaktive Toleranz als ein Weg zum Frieden. Bestimmung und Operationalisierung des Toleranzbegriffs. Köln 2011.
24 Vgl. E. Schockenhoff, Ethik, 265 (s. Anm. 14) und M. Chiodi, Etica della vita. Le sfide della practica e le questioni teoriche. Mailand 2006, 297.
25 Vgl. CA 44, 2.

Literaturdienst

Egbert Ballhorn, Georg Steins, Regina Wildgruber, Uta Zwingenberger (Hg.): 73 Ouvertüren. Die Buchanfänge der Bibel und ihre Botschaft. Gütersloh 2018, 700 Seiten, 39 Euro, ISBN 978-3579082370.

Der Kanon der katholischen Bibel umfasst 73 Bücher – doch sie stehen nicht unverbunden nebeneinander. In den vergangenen Jahren ist zum Beispiel die Frage nach den Buchnähten im Hexateuch in der historisch-kritischen Forschung stärker in den Fokus gerückt wurden und schon lange werden mehrere Bücher übergreifende Redaktionen angenommen und diskutiert – sei es das sogenannte Deuteronomistische Geschichtswerk oder das Dodekapropheton. Dem heutigen Leser jedoch eröffnet sich die katholische Bibel als eine Sammlung von 73 einzelnen Bücher, die voneinander getrennt sind.

Für viele Gläubige ist die Bibel kein Lesebuch, sondern sie wird sozusagen als ein Nachschlagewerk betrachtet. So stehen dann oft eher kurze Auszüge im Fokus anstatt der großen Kontexte. Zwar gibt es den Evangelien gewidmete Lesejahre, aber die Leseordnung sieht doch immer nur einzelne Texte vor und besonders im Alten Testament wird man wöchentlich quer durch die Büchersammlung gejagt. Selig der- und diejenige, die zum Beispiel im Rahmen eines Bibelkreises ein biblisches Buch von vorne bis hinten durchlesen. Einen virtuos-kreativen und leserfreundlichen Einstieg in jedes einzelne biblische Buch haben nun 54 evangelische und katholische Bibelwissenschaftler aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Belgien, Großbritannien, Frankreich und Kanada in dem Sammelwerk „73 Ouvertüren" vorgelegt. Anhand der Anfänge der Bücher, deren ersten Verse oder ersten Kapiteln, bieten sie den Lesenden literarische Hinführungen nicht nur zu den Hauptthemen und Besonderheiten der Bücher, sondern auch deren Vernetzungen in der Bibel und deren Wirkungsgeschichte. Und sie geben ihre Sicht, worin der „Lektüregewinn" desjeweiligen Buches liegt, und weisen den Weg zu weiterer Literatur, anhand derer man fortschreiten kann in der eigenen Lektüre des gesamten biblischen Buches. Zudem werden den Lesenden in dem Sammelwerk auch Exkurse geboten, was es bedeutet die Bibel als Tora, Geschichte, Weisheit, Prophetie, Evangelium, Brief und Apokalypse zu lesen und auch die geschichtlichen Hintergründe der biblischen Literatur werden abschließend gesondert angerissen.

Dem Sammelwerk vorangestellt ist ein besonders lesenswerter und autobiografischer Gedankengang des Georg-Büchner-Preisträgers Arnold Stadler, in dem er über das Bibellesen schreibt: „Die Bibel ist eine Partitur und eine Brücke, die den Schreibenden mit dem Lesenden verbindet. So ist es ein Joint Venture" (S. 21).

In jeder der folgenden 73 Ouvertüren öffnet sich nicht nur die Tür hinein in eines der biblischen Bücher, sondern die Lesenden werden dort von Autor/innen erwartet, die schon Jahre oder Jahrzehnte lang lesend in den heiligen Hallen gewandelt sind, an deren Eingang sie die Interessierten abholen. Und was dann folgt, ist keine akademische Vorlesung und keine Fachterminologie, sondern in „verdichteter Sprache" begegnet man den Anfängen der biblischen Bücher durch die Augen dieser Bibelwissenschaftler. Ihre Blicke schweifen dabei über den biblischen Text, tauchen zugleich tief in die Botschaft des Buches ein, blicken fern, und fragen sich zum Beispiel, was „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland …" mit Psalm 1 gemeinsam hat (S. 257-258) und wie das Buch Daniel auf die Werke von Hilde Domin, Nelly Sachs und Georg Philipp Telemann gewirkt hat. In „73 Ouvertüren" geht es nicht um den wissenschaftlichen Diskurs – auch wenn die 73 Ouvertüren wissenschaftlich fundiert sind. Die Autoren teilen ihre Freude an den Büchern und ermutigen dazu, mit dem Lesen der biblischen Bücher anzufangen – und dies sprachlich locker, zum Beispiel: „Wer alte Hollywoddwestern, Sandalenfilme aus Cinecittà oder die Fernsehserie ‚Games of Thrones' mag, wird auch das Erste Makkabäerbuch lieben, …", schreibt Michael Tilly.

Das von *Egbert* Ballhorn, Georg Steins, Regina Wildgruber und Uta Zwingenberger herausgegebene Sammelwerk „73 Ouvertüren" ist wissenschaftlich fundiert, ohne fachterminologisch daherzukommen. Die einzelnen Ouvertüren sind Zeugnisse der Begeisterung für die biblischen Texte, die ein breites Publikum dazu mitreißen möchten, das jeweilige biblische Buch in die Hand zu nehmen und es zu lesen.

Till Magnus Steiner

Auf ein Wort

Lass den Tag kommen, Herr

Lass den Tag kommen, Herr,
an dem Schwarz und Weiß
keine Gegensätze, sondern nur verschiedene Farben sind.
Lass den Tag kommen, Herr,
an dem Arm und Reich,
Kranke und Gesunde
keine Gegner, sondern Brüder sind.

Lass den Tag kommen, Herr,
an dem Progressiv und Konservativ
keine einander bekämpfenden,
sondern einander ergänzende Positionen sind.

Lass den Tag kommen, Herr,
an dem Aktion und Kontemplation,
Gebet und Apostolat
keine einander ausschließenden Extreme,
sondern die zwei Seiten der einen Medaille sind.

Lass den Tag kommen, Herr,
an dem Klerus und Laien
nicht zwei Glaubensgemeinschaften,
sondern die eine Kirche sind.
Lass den Tag kommen, Herr,
an dem Theologie und Mystik
einander nicht mit Misstrauen begegnen,
sondern einander ergänzen als Weg, dich zu erkennen.

Lass den Tag kommen, Herr,
an dem Männer und Frauen
einander nicht aus Machtpositionen heraus bekämpfen,
sondern sich gegenseitig bejahen als Geschöpfe Gottes,
mit verschiedenen Gaben ausgestattet.

Lass den Tag kommen, Herr,
an dem verschiedene Kulturen
mit Tanz und Gesang,
mit Prozessionen und Herz,
mit Verstand und Schweigen
den einen Gott sichtbar machen.

Lass den Tag kommen, Herr,
an dem Neid und Eifersucht
nicht als religiöse Tugenden gelten,
sondern verwerfliche Haltungen sind.

Lass den Tag kommen, Herr,
an dem das Gute und Edle
einen Wert hat,
auch wenn es im Garten des Nachbarn wächst.

Lass den Tag kommen, Herr,
an dem dein Reich in dieser Welt und
in unseren Herzen Wirklichkeit wird.

P. Antonio Sagardoy OCD

aus ders., Zwischen Tür und Angel
Wien 2008

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prälat Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527 Hattingen | Prof. em. Dr. Heinz-Josef Fabry, Sternenburgstraße 65, 53115 Bonn | Prof. Dr. Patrik C. Höring, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Dieter Leibold, Elberfelder Straße 69, 42853 Remscheid | Prof. Dr. Dr. Elmar Nass, Wilhelm Löhe Hochschule, Department Ethik und Philosophie, Merkurstraße 41/Südstadtpark, 90763 Fürth

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück" erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erftstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E